

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

*Herrn Steinbrücker*

HEINZ MARKMANN

Von Bonn nach Berlin

LEON ZEITLIN

Sehnsucht nach materiellem Glück

ERICH EYCK

Bismarck, Wilhelm I. und die  
spanische Thronkandidatur

HARRY PROSS

Georg Lukacs und der Realismus

HANS DAIBER

Döblin zum Gedächtnis

ERNST SANDER

René Schickele und Badenweiler

WILLY HAAS

Wandlungen der Kunstbetrachtung  
im Zeitalter der Reproduktionen

KURT PINTHUS

Siehe da – ein deutscher Schriftsteller

8

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL



# AUGUST 1958

## RUNDSCHAU

Nagy (705) — Nach den belgischen Wahlen (705) — Verdienste um die Zeitgeschichte (707) — Zu viele Filme (708) — Um die Droste und das „Fürstenhäusle“ (709) — Willibald Pirckheimer-Medaille 1958 (710) — In serviendo consumer (712)

## AUFSÄTZE

<i>Heinz Markmann</i>		<i>Ernst Sander</i>	
Von Bonn nach Berlin . . . . .	713	René Schickele und Badenweiler . .	743
<i>Rudolf Pechel</i>		<i>Willy Haas</i>	
Zum Jubiläum der Stadt München	716	Wandlungen der Kunstbetrachtung im Zeitalter der Reproduktionen	749
<i>Leon Zeitlin</i>		<i>Hans Daiber</i>	
Sehnsucht nach materiellem Glück	718	Zwischen den Linien . . . . .	754
<i>Erich Eyck</i>		<i>G. R. Treviranus</i>	
Bismarck, Wilhelm I. und die spanische Thronkandidatur . . . .	723	Nun zu guterletzt . . . . .	759
<i>Harry Pross</i>		<i>Kurt Pinthus</i>	
Georg Lukacs und der Realismus	735	Siehe da — ein deutscher Schriftsteller . . . . .	776

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (764)

## GEDICHTE

Jesse Thoor (734) — Andreas Donath (742) — Wolfgang Hoffmann (758) — Gerhard Portele (771) — Karl Krolow (775)

## PROSA

<i>Hannelore Valencak</i>		<i>V. O. Stomps</i>	
Dominique . . . . .	767	Die Scharmützel-Fabel . . . . .	772

## LITERARISCHE RUNDSCHAU

Schnabel (779) — Blöker (781) — Lockemann (782) — Mulot (783) — Stein (783) — Höcker (784) — Stahl (785) — Stomps (786) — Petzet (787) — Kerényi (787) — Zamboni (788) — Guardini (789) — Göransson (789) — Fischer-Baling (790) — Schulz (791) — Hinweise (792)

## BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (796)

## MITTEILUNGEN (798)

Redaktion: Stuttgart O, Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.



## Nagy

„Es gibt auf der Welt keine menschlicheren Menschen als die Kommunisten, denn das kommunistische Regime ist das menschlichste.“ Schiwkoff, der bulgarische Parteisekretär, fand diese Worte, um die Hinrichtung von Imre Nagy und dessen Gefährten zu beschönigen. Er fügte aber gleich hinzu: „Indessen sind wir gegen Verräter immer streng und unbarmherzig gewesen, und wir werden dies auch künftig sein müssen, weil wir das Glück des Volkes verteidigen. Die kommunistischen Parteien Ungarns und Bulgariens führen einen schonungslosen Kampf gegen jeden Revisionismus und bleiben dem Marxismus-Leninismus treu.“ Das ist Staatsraison.

Auf derselben Kundgebung erklärte Kadar, das Urteil des Geheimgerichts bedeute nicht irgendeinen Anfang, sondern es zeige, daß das ungarische Volk die Bestrafung der „Gegenrevolutionäre“ abgeschlossen habe. Die beiden Aussagen widerstreiten sich nur scheinbar. Weder Schiwkoff, noch Kadar werden etwas anderes tun als das, was Moskau von ihnen verlangt, nicht nur das Menschlichste auch das Unmenschlichste, und es wird sie kein Skrupel befallen, die Begriffe zu vertauschen. Das ist Parteiraison.

Schon erreichen uns Nachrichten von neuen Verfahren gegen Freiheitskämpfer. Es heißt, daß von einem weiteren Tribunal sechs von achtzehn Studenten zum Tode verurteilt worden seien. Die Internationale Juristen-Kommission meldet einen Prozeß gegen die Witwe des 1949 hingerichteten Außenministers Rajk und gegen Mitglieder des Petöfi-Kreises. Frau Rajk, so liest man, sei schon hingerichtet, denn „das kommunistische Regime ist das menschlichste.“ Das hat überhaupt keine Raison.

Wenn wir uns über diesen Stand der Dinge keine Illusionen machen, bleibt die Frage offen, was der entscheidende Mann im Kreml mit seinem Blutgericht bezweckt. In der ganzen Welt, auch im neutralistischen Lager Asiens, hat die Tötung von Nagy Widerspruch und Zorn geweckt. Man erinnert daran, daß ihm und den Seinen freies Geleit zugesichert worden war, und man empfindet die Heimlichkeit des Prozesses und die plötzliche Urteilsverkündung, von der man zuerst aus Moskau, nicht aus Budapest erfuhr, als einen Affront. Will Chruschtschew aus blockinternen Gründen den starken Mann zeigen, verspricht er sich günstige Auswirkungen auf die internationalen Verhandlungen? Wir wissen es nicht, aber wir sind dankbar für die Belehrung, die uns der Fall Nagy erteilt: Chruschtschew ist kaum anders als Stalin, doch weniger berechenbar.

## Nach den belgischen Wahlen

Belgien befindet sich, wie man nach dem Ergebnis der Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften vom 1. Juni 1958 sagen kann, in einer Wende seines politischen Lebens. Jedenfalls ist es gut, um ein genaues Bild der neuen Zusammensetzung der beiden gesetzgebenden Körperschaften zu gewinnen, daran zu erinnern, daß die Verteilung der Sitze nach der vorhergehenden Legislatur-



periode folgendermaßen aussah: in der Chambre des Députés 96 Christlich-Soziale, 86 Sozialisten, 25 Liberale, 4 Kommunisten und 1 flämischer Nationalist. Im Sénat 79 Christlich-Soziale, 72 Sozialisten, 22 Liberale und 2 Kommunisten. Diese Situation nach den Wahlen von 1954 führte, wie man sich erinnert, zu der Regierung einer sozialistisch-liberalen Koalition, geleitet von M. Van Acker, von der die Christlich-Sozialen ausgeschlossen waren, die in die Opposition gingen.

Während vier Jahren hatte die christlich-soziale Partei, die zahlenmäßig stärkste politische Gruppe, die Handlungen einer Regierung der Linken zu kontrollieren, die ganz am Anfang ihrer Laufbahn einige aufsehenerregende Maßnahmen verwirklichte. Die wachsenden Schwierigkeiten der Finanzverwaltung als Folge einer kurzsichtigen Finanzpolitik während einer zwar günstigen, aber vorübergehenden wirtschaftlichen Konjunktur, die Fortdauer des gefährlichen Schulproblems, immer ohne befriedigende Lösung, ohne andere Fragen von allgemeinem Interesse zu vergessen, drängten diese Regierung sehr bald in eine Lähmung, die dem sozialen Fortschritt sehr schädlich war.

Die Rolle der christlich-sozialen Opposition wurde dadurch sehr erleichtert. Unter dem Schlag der Veröffentlichung des Collard genannten Gesetzes betätigte sich diese Opposition auf parlamentarischer Ebene, aber auch durch verschiedene pazifistische Demonstrationen, in Brüssel und in der Provinz, organisiert unter der Initiative und der Verantwortlichkeit des „Comité de Défence des Libertés Démocratiques“. Die sektiererische und parteiische Politik der Regierung Van Acker mußte notwendigerweise ihren Ausdruck auf der Ebene der Wahlen finden, und deshalb wurden die Wahlen des 1. Juni mit großer Ungeduld erwartet.

Vor der Prüfung der Ergebnisse dieser Volksabstimmungen erinnern wir noch einmal daran, daß in Belgien Wahlpflicht besteht. Das bedeutet, daß durch das Wahlgesetz für alle Wahlenthaltungen, die noch nicht vor dem Friedensrichter gerechtfertigt wurden, Strafen vorgesehen sind. Im übrigen sind Wähler alle belgischen Staatsbürger beiderlei Geschlechts von mindestens 21 Jahren, die im Besitz der bürgerlichen und politischen Rechte sind.

Da Belgien etwas mehr als 8 Millionen Einwohner zählt, hat man die Zahl der eingeschriebenen Wähler auf beinahe 6 Millionen geschätzt. Tatsächlich wählten am Wahltage 5 300 635. Das bedeutet eine Vermehrung von 140 149 Stimmen über die Wahlen von 1954 hinaus.

Nachstehend die Zahl der Sitze, welche die verschiedenen politischen Gruppen erreichten. In der Chambre des Députés handelte es sich um 212 Sitze. Die christlich-soziale Partei erhielt 104 Mandate, also eine Vermehrung um 8 Sitze, die sozialistische Partei 84 Sitze, also ein Verlust von 2 Sitzen, die liberale Partei sah sich von 25 Sitzen im Juni 1954 zurückgedrängt auf 21 Mandate und die kommunistische Partei einmal mehr vermindert auf 2 Mandate. Im Sénat, für den 175 Sitze zu besetzen waren, erhielt die christlich-soziale Partei 90, das bedeutet, daß sie im Schoße dieser hohen Versammlung die absolute Majorität gewann. Die Sozialisten erhielten 65 Mandate, die Liberalen verloren 6. Schließlich werden die Kommunisten nur einen einzigen Abgeordneten im Sénat haben.

Das ist das ernste Urteil der belgischen Wähler. Sobald diese Ergebnisse bekannt wurden, hat der König als konstitutioneller Monarch den Staats-



minister Auguste De Schrijver mit einer informatorischen Aktion beauftragt. Am 9. Juni empfing der König im Palast M. Gaston Eyskens und hat ihn mit der Bildung der neuen Regierung beauftragt. Diese wurde am 25. Juni konstituiert und leistete den Eid am darauffolgenden Tage in die Hand des Königs.

Bald darauf stellte sich die Regierung Eyskens dem Parlament. Wird es ihr gelingen, in der Chambre des Députés eine Mehrheit zu erringen, um bestimmte Punkte ihres Programms zu verwirklichen? Das hängt zweifellos von der Stimmabgabe gewisser Mitglieder der Linken ab, aber auf jeden Fall, wenn die gegenwärtige Konstellation nicht lebenskräftig ist, erscheint eine Rückkehr zum Wähler unvermeidlich. Die prekäre Situation einer Regierung der christlich-sozialen Partei, zwar einheitlich, aber eine Minderheit in der Chambre des Députés, ist tatsächlich nicht geeignet, das politische Leben auf die Länge stabil zu halten. Gegenseitige Konzessionen sind als notwendig zwischen den guten Staatsbürgern, die um das höhere Wohl des Vaterlandes besorgt sind.

### Verdienste um die Zeitgeschichte

Der Zufall will es, daß uns fast gleichzeitig drei Publikationen auf den Tisch kommen, von denen jede einzelne von hohem politischem Wert ist und zugleich wissenschaftlichen Rang besitzt. Sie dienen dem Zusammenleben der Menschen, weil sie Aufschluß über die Möglichkeiten solcher Gemeinschaft unter Einbeziehung der notwendigen Machtverhältnisse geben. Das erste, umfangreichste Werk von den dreien ist das erste der Jahrbücher des *„Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik.“* Arnold Bergstraesser und Wilhelm Cornides haben es herausgegeben (*„Internationale Politik“*. München, Oldenbourg). Der Band verspricht, anhand der Ereignisse des Jahres 1955 in die internationalen Beziehungen einzuführen. Was aber von den Beiträgern, darunter Rothfels, Hofer, Gasteyer, Lipgens und Steppat geleistet wurde, ist wesentlich mehr. Diese Einführung gibt nicht nur minutiös Aufschluß über die Szenerie von 1955, sie bringt — und vor allem gilt das für Bergstraessers Einleitungsaufsatz — dem Leser erst einmal nahe, was Außenpolitik eigentlich sei, und wo unser Land im Gesamtprozeß der Weltpolitik überhaupt steht. Das geschieht ohne lehrhafte Gebärde, doch umso überzeugender durch die Klarheit der Sprache und die umsichtige Behandlung des Stoffes. Zu rühmen ist das Interesse der Herausgeber an den überseeischen Gebieten und denen, die erst seit kurzem eine eigene Außenpolitik haben. Denn wenn auch Außenpolitik eine europäische Erfindung ist, so geht es doch nicht mehr an, sie nur europäisch zu betrachten.

Das zweite Buch ist im Selbstverlag des Instituts für Zeitgeschichte München erschienen, das sich mit Recht eines guten Rufes bei all denen erfreut, die es mit der Aufarbeitung unserer jüngsten Vergangenheit ernst meinen. Aber selbst wer die Arbeit des Instituts, wie diese Zeitschrift es tat, aufmerksam verfolgt hat, ist überrascht, durch die neue Veröffentlichung das Ausmaß seiner Gutachtentätigkeit kennen zu lernen. Die rund siebzig *„Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte“* betreffen die Verfolgung durch das NS-Regime allgemein, die Verfolgung der Juden im In- und Ausland, Dienststellen des Dritten Reiches, seine Polizei, die NSDAP, die paramilitärischen, die nicht-national-sozialistischen Organisationen, Polen und deutsche Grenzgebiete. Sie wurden



von Graml, Buchheim, Broszat, Heiber und Auerbach erstellt, jungen Gelehrten, die durch andere Veröffentlichungen sich ausgewiesen haben. Der Eindruck auf den Leser ist stark. Denn hier zeigt sich überzeugend, daß Aussagen über die jüngste, noch kaum Geschichte gewordene Zeit möglich sind, und daß, bei allen einschränkenden Vorbehalten, damit nicht gewartet werden darf, bis mehr Quellen erschlossen sind als heute. Die hier vermittelten Grundlagen können später vervollständigt werden; hier und heute zeigen sie, daß über die finstere Periode unserer Geschichte mehr zu erfahren ist, als manche erfahren wollen.

Eindringlich sei auf die dritte dieser Veröffentlichungen hingewiesen, die neue Bibliographie der Wiener Library in London. Dr. *Alfred Wiener* hat in den Jahren der Not mit unendlichem Mut und unter schwersten Opfern begonnen, Dokumente über die deutsche Judenheit zu sammeln. Heute ist seine Bibliothek ein Zentrum der politischen Forschung, unvergleichlich in seiner Art und von unschätzbarem Wert. Die vorliegende Bibliographie, „*German Jewry, Its History, Life and Culture*“ (Hrsg. *Ilse Wolff*, gibt einen einzigartigen Überblick der großen Leistungen des deutschsprechenden Judentums; aber es zeigt auch die Verfolgungen, denen es bis zum Unglücksjahr 1933 ausgesetzt war und darüberhinaus. So stehen neben den Gruppen Geschichte, Assimilation, Kultur, Wirtschaft und Politik die Abschnitte über den Antisemitismus. Neben dem leuchtenden Namen von Gustav Landauer taucht der des Judenfressers Ahlwardt auf, neben Einstein der des Hofpredigers Stöcker, und Bruno Walters sensible Schrift über Gustav Mahler rangiert neben dem törichten Versuch Richard Wagners, die künstlerische Unfähigkeit der Juden nachzuweisen. Eine Bibliographie wird sich gewiß in erster Linie dem Wissenschaftler erschließen, diese aber ist ein menschliches Dokument, das uns in Deutschland zutiefst berührt.

## Zu viele Filme

1956 gab es in Westdeutschland (einschließlich West-Berlin) 6239 Kinos mit rd. 2,5 Millionen Sitzplätzen; etwa 800 Millionen Besucher wurden gezählt. In diesen Kinos zeigte man 1956/57 546 Filme, davon 157 aus der deutschen Produktion. Da im Durchschnitt die Produktion eines Filmes 800 000 bis 1 Million DM kostet und der Produzent aus den Einnahmen nur 16 bis 22 % erhält, muß ein Film mindestens 3,7 bis 4,4 Millionen DM einspielen, um die Kosten wieder einzubringen, mit anderen Worten, er muß von 3½ bis 4 Millionen Besuchern gesehen werden. Das ist aber bei dem großen Filmangebot gar nicht möglich, und die dauernde Krisenlage der deutschen Filmindustrie zeigt die Folgen.

Es wurde jetzt zum ersten Male der Versuch gemacht, die Grundlagen der wirtschaftlichen Zusammenhänge des deutschen Filmmarktes geschlossen darzustellen: *Walter Dadek „Die Filmwirtschaft — Grundriß einer Theorie der Filmökonomik“* (Freiburg 1957, Herder. XIV & 234 S. DM 22,80). Der Verfasser schildert die Aufgaben und besonderen Gegebenheiten in den Zweigen der Produktion, des Verleihs und der Kinobetriebe. Auf diesen Grundlagen aufbauend charakterisiert er den gegenwärtigen Zustand als einen „Mengen-Überangebotsmarkt“. Das zu große Angebot der Filme wird nach der Ansicht Dadeks bestimmt durch die Aufsplitterung der Produktionsunter-



nehmen, den Drang zur größtmöglichen Herstellung von angeblich ertragsreicheren Durchschnittsfilmen, einen zu großen Anteil ausländischer Filme, einen relativ zu niedrigen Eintrittspreis, eine ungeeignete Filmpolitik und eine Reihe von anderen Faktoren. Als Ausweg bezeichnet der Autor eine drastische Änderung, nämlich den Übergang zu einem reinen Qualitätsmarkt. Das heißt für ihn eine mengenmäßige Einschränkung auf (allgemein ausgesprochen) qualitativ bessere Filme. Er glaubt, dies könne u. a. erreicht werden durch eine starke Konzentration in allen Sparten der Filmwirtschaft, durch höhere Kinopreise und eine Filmpolitik, die solche Entwicklungstendenzen fördere.

Trotz des Verdienstes der erstmaligen ausführlichen Darstellung der deutschen Verhältnisse auf dem Filmmarkt hat Dadeks Untersuchung gewisse Mängel, die seine These beeinträchtigen. Er stützt sich wesentlich auf veraltete Statistiken und bringt in Kernfragen stellenweise zu allgemeine und theoretische Beweisführungen. Die Eigengesetzlichkeiten des freien Marktes, die Erfahrungen der ausländischen Filmwirtschaft (bei der teilweise die Konzentration sehr weit fortgeschritten ist), die stetig wachsende Konkurrenz des Fernsehens, der „wirtschaftliche“ Faktor der Ausstattung und der Starbesetzung und manche andere Gesichtspunkte fehlen in der Begründung fast völlig, obwohl sie unentbehrlich hinzugehören.

Dadek glaubt, daß mit wachsendem Lebensstandard auch die qualitativen Ansprüche höher werden und dies entsprechend ausgenützt werden müsse. Es wird hier nicht genügend geklärt, ohne daß wir näher auf die Definition des „Qualitativen“ eingehen wollen, daß es meistens ein steigender Anspruch im Hinblick auf technisch-darstellende Qualität, aber nicht auch inhaltliche Qualität ist. Wir müssen in Deutschland, nicht nur beim Film, die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge des Kulturkonsums der Erzeugnisse der Massen-Kultur untersuchen und verstehen. Aber Dadeks Buch ist nur ein Beginn, die rege Diskussion dieses Themas in Zeitschriften und Zeitungen beweist es.

### **Um die Droste und das „Fürstenhäusle“**

Die diesjährigen Meersburger Droste-Tage — anläßlich des 110. Todestags der Dichterin — waren mit gewichtigerer Substanz ausgestattet als die alljährlichen „Dichterinnen-Treffen“ am Bodensee. Im Barocksaal des Meersburger Neuen Schlosses sprach Rudolf Hagelstange in der ihm gemäßen Perfektion seinen Essay, insbesondere über die Modernität der klassischen Lyrikerin in ihrer Zeit, und über die Ausstrahlung, die Auswirkung in das auf sie folgende Jahrhundert, bis in die moderne Lyrik unserer Tage, bis ins Oeuvre etwa Gottfried Benns. Lalitta Gollwitzer sprach exemplarische Droste-Verse. Eva Mützel — die Verfolgte und schließlich glücklich aus dem KZ Befreite — las ein eindruckstarkes Kapitel ihres autobiographischen (ihres bis jetzt einzigen) Romans. Ingeborg Bachmann und Marie-Luise Kaschnitz offerierten potentielle Partien ihrer epischen und lyrischen Dichtung. Die Namen der Autorinnen und der Droste-Interpreten bezeugen ihre Kapazität. Gleichwohl blieb als ungelöster Rest abermals die Frage: ob denn immer, nicht nur in sehr seltenen Ausnahmen, der Autor, er selbst, sein bester Interpret sei.



Den speziellen Gewinn der beiden Droste-Tage vermittelten indes die Prominenten der authentischen Droste-Gesellschaft — man möchte sagen: eine Elite — aus Münster in Westfalen. Sie, die magistralen Gelehrten, die seriösen, fundierten, die berühmten Droste-Forscher waren es, die im meersburger Alten Schloß — wo die Droste zeitweilig lebte, wo sie ihre Vollendung erreichte und wo sie starb —, dort das Droste-Maß, die diesem Ort, dem Genius loci adaequaten Proportionen beigetragen haben. Dr. Gottfried Hasenkamp, die Professoren Clemens Heselhaus und Carl Schulte-Kemminghausen, die bonner Literarhistorikerin Josefine Nettesheim: was sie, unpräntiös, fast bescheiden, in einem wahren Understatement versprochen, sollte nur ein Bericht sein vom Stand der Droste-Forschung. In Wirklichkeit jedoch schufen sie in brillanten Formulierungen eine gradezu vollkommene Reproduktion des echten Droste-Bildes, ebenso der physischen wie der literarischen, der künstlerischen Gestalt, wie sie nun wohl ein-für-allemal in der Literatur-, in der Kunstgeschichte plastisch stehen wird. Manche Legende wurde zerstört, mancher Irrtum korrigiert.

Gerade in Meersburg und gerade jetzt mochte die, für viele sich instruiert glaubenden Leute überraschende Feststellung interessieren, daß das meersburger „Fürstenhäusle“ niemals der Wohnsitz der Droste gewesen ist. Dieses Besitztum — hoch überm See das „Häusle“ auf weitem Rebengelände — hat sie zwar einige Zeit vor ihrem Tod erworben. Es sollte ihr Refugium werden, ist es in Wahrheit aber nicht geworden. Zu früh ist die Früh-Vollendete heimgegangen. Trotzdem ist die irritierende Aussage verbreitet worden und neuerdings sogar in die Literatur eingegangen: „Im Fürstenhäusle inmitten ihrer Reben verlebte Annette von Droste-Hülshoff die glücklichste Zeit, die Zeit ihres reichsten Schaffens“ (die sie, wie gesagt, nicht dort oben, sondern weitab davon, im einstigen fürstbischöflichen Alten Schloß verlebte). Ob die Tausende, die Zehntausende — aus den jährlich hunderttausend Meersburg-Besuchern —, die das „Fürstenhäusle“ frequentierten, zum nicht geringen Eintrittspreis (jetzt 80 Pfg. oder 1 DM) eine irrige Auffassung mitgenommen haben, ist schwerlich genau auszumachen. Man kann's daher nicht schlankweg behaupten. Freilich ist's auch nicht grade eine eindeutige Richtigstellung, wenn es im „Fürstenhäusle“ von ihm heißt: es sei der „ehem. Sommersitz Konstanzer Fürstbischöfe und der deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff einstiger Besitz“. Viel ist übrigens momentan die Rede von Veränderungen. Mancher kulturell — gewiß auch kommerziell — interessierte Bewerber dürfte sich melden. Ein Teil des heute sehr wertvollen Grundstücks ist auch unlängst bereits verkauft worden. So ist die von den Repräsentanten der Droste-Gesellschaft besorgte Aufklärung nicht nur unterm historischen Aspekt bedeutsam.

### **Willibald Pirkheimer-Medaile 1958**

Die Willibald Pirkheimer-Auszeichnung wurde 1955 von dem Nürnberger Verleger Karl Borromäus Glock gestiftet. Zu ihrer Verwaltung wurde ein Curatorium eingesetzt, dem unter anderen Leo Weismantel, Friedrich Wilhelm Foerster und Erich Przywara angehören, und zu dem auch der kürzlich verstorbene Reinhold Schneider gehörte. Die Auszeichnung wird im Turnus von zwei Jahren verteilt. Die jeweils sechs zugewählten Preisträger gehören



dem Curatorium an. Die Auszeichnung soll für solche Leistungen gegeben werden, die auf das zeit- und raumumfassende Ganze unserer Existenz zielen und gleichzeitig ein Gegenwartsanliegen schöpferisch bewältigen. Nach dem Wunsch des Stifters soll das Willibald Pirkheimer-Curatorium das durch seinen Namensträger gepflegte christlich-humanistische Gespräch fortführen und die früheren reichsstädtischen Gepflogenheiten Nürnbergs neu beleben.

Die zugewählten Curatoren dieses Jahres sind: Prof. Dr. Carl Jacob Burckhardt, Dr. Heimito von Doderer, Albrecht Goes, Peter Nellen MdB und Prof. Dr. Götz Freiherr von Pölnitz.

Nellen hielt die Festansprache. Sie handelte vom „Preis der Freiheit“. Er rief in die Erinnerung, daß Gott den Menschen nach seinem Ebenbilde schuf und ihm die Freiheit gab, sich für Wert oder Unwert des eigenen Verhaltens zu entscheiden. Im staatspolitischen Bereich ist diese Freiheit oftmals verhängnisvoll für den Einzelnen mißbraucht worden. Die Regierenden manipulieren den Freiheitswillen und den Verantwortungswillen des einzelnen Bürgers durch Parolen, die ausschließlich der Sphäre der Nützlichkeit und der Sanktionierung der Mittel zugehören. „Es kommt hinzu die schlicht oder aufwendig bewegte, auf Angst und Ressentiment abzielende, billige Beredsamkeit, die mit überhöhtem Pathos oder bewußter Unterbetonung genau dort abbricht, wo das entscheidende Problem sich erhebt und die eigentliche Frage gestellt werden müßte... Der kritische Sachverstand und erst recht der Kritisch-Sachverständige sind wenig gefragt. Dem Manager der Macht sind sie verdächtig, weil sie seinem oft ungebührlich und gefährlich vereinfachenden, aber umso heftigeren Wollen im Wege stehen. Deswegen sind sie nicht selten der Diffamierung, der umschleichenden Verdächtigung, der rabiaten Kränkung, selbst der Gefährdung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Existenz ausgesetzt. Die hier offenkundig werdende Unterordnung von Wahrheit und Wert unter die politische Zweckmäßigkeit und Raison gefährdet Freiheit und Gewissen und korrumpiert auf die Dauer die Würde des Menschen und Bürgers.“ Nellen meint, daß die Freiheit nur so lange und in dem Maße bestehe, wie sie, von unverbrüchlichen objektiven Ordnungen und Normen geformt, in Anspruch genommen und betätigt werde.

Für ihn ist „der Gedanke an die atomare Vernichtung ein bewußtes eigenmächtiges Kokettieren mit dem Risiko eines katastrophalen Endes“. Man leugne damit jede Offenheit einer geschichtlichen, von der göttlichen Vorsehung nicht verstellten Zukunft, die den Völkern fast immer verbleibe, selbst unter härtesten Schicksalsschlägen. „In dem Mut zur Sicherheit in der Unsicherheit, als die tapfere und hoffende Bereitschaft, Ungewißheit und Wagnis nach Maßgabe von Vernunft und Erfahrung anzunehmen“, sieht Nellen den allein ausreichenden Preis, der in der Verteidigung unserer Freiheit zu zahlen ist. Der Preis der Freiheit nach innen sei „die ernsthaft eingeübte, immer sicherer werdende, zuletzt selbstverständlich geübte Disziplin des nüchternen, realistischen Sehens, des von dumpfer Gefühlserregung und eifernder Absicht freien Urteiles, des von einem objektiv informierten Gewissen bestimmten unbeirrbar Handelns.“

Am Grabe Willibald Pirkheimers trafen sich die Curatoren und Gäste zu einer Gedenkfeier, in der Dr. Bickel die Bedeutung dieses Mannes für seine



Zeit beschwor und in die Erinnerung rief, daß auch das sechszehnte Jahrhundert unter dem steten Druck der Daseinsangst lebte, Türkengefahr, Pest, Dämonen- und Hexenwahn lagen als drohende Schatten über dem Leben jener Zeit. Die Menschen jenes Jahrhunderts sahen das Weltende weit leibhaftiger vor sich als wir, die wir doch ganz anderen Anlaß dazu hätten. Und doch ging Europa damals nicht unter, sondern es siegte die Freiheit des Geistes.

### **In serviendo consumor**

Der Tod Karl Arnolds, der im Alter von nur 57 Jahren viel zu früh für seine Aufgaben und für unser Volk abgerufen worden ist, schafft eine Lücke im politischen Leben, die sich kaum wird schließen lassen. Arnold hat sich stets zu seiner Herkunft aus einer Familie von Kleinbauern und Arbeitern bekannt. In ihr lagen die Wurzeln seines ungewöhnlich starken Ethos. Was er in der christlichen Arbeiterbewegung geschaffen hat, gehört der Geschichte an. Ebenso seine bewundernswerte Leistung als Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen, das dank ihm schneller als so manches andere Bundesland sein eigenes Gesicht und eigene Form gewann. Karl Arnold gehörte nicht zu den engen Parteimenschen, die in dem Anhänger einer anderen Partei schlechthin nichts anderes zu sehen vermögen als den Feind des Vaterlandes, nur weil er an die der eigenen Partei gemäßen Dogmen zu glauben nicht in der Lage ist.

Der Sturz seiner Regierung im Februar 1956 nach 9jähriger aufreibender und gesegneter Arbeit als Ministerpräsident durch die Freien Demokraten ist für ihn ein Schlag ins Mark gewesen. Heute mögen die Männer, die ihn stürzten, sich in Gewissensforschung fragen, wie weit durch seinen Sturz sein frühzeitiges Ende mitbedingt ist, und wieviel auch sie bei der Erfüllung der großen und schweren, vor unserem Volke stehenden Aufgaben mit Arnold verloren haben. Sie betonten damals, daß sich ihr Kampf keineswegs gegen die Person Arnolds richtete, sondern gegen den Angehörigen der Adenauer-Partei. Viele einsichtige Menschen haben es dankbar begrüßt, daß Arnold voraussichtlich nach den neuen Wahlen wiederum die höchste Verantwortung in Nordrhein-Westfalen zu tragen gehabt hätte. Karl Arnold gehörte zu den nicht gerade reichlich vorhandenen Menschen, deren Handeln ausschließlich durch ein feinst ausgebildetes Verantwortungsgefühl bestimmt wurde. Stiller Ernst und reines Wollen zeichneten ihn aus. Vielleicht hat grade diese seine Veranlagung ihn verhindert, in manchen Fällen eine Härte zu zeigen, wie sie nun einmal das schwere Handwerk eines Politikers erfordert. Das waren Grenzen des Politikers, nicht des Menschen Karl Arnold. Aber dadurch fand bei den Einsichtigen sein moralisches Gewicht nur noch stärkere Anerkennung.

Er war kein wirklichkeitsfremder Idealist, seine Gedanken zu einer echten sozialen Reform hatten Hand und Fuß. Mit ihm ist ein wesentlicher Teil der Hoffnung dahingegangen, der auf eine grundlegende Änderung der Politik derjenigen Partei sich bezieht, die im Bundestag über die absolute Mehrheit verfügt.



## Von Bonn nach Berlin

Eine Antwort an F. W. Barduhn

Seit nunmehr vierzig Jahren werden wir darauf hingewiesen, daß dieser bedrohliche Koloß im Osten, der sich aus einer chaotischen Revolution ausformte und von einer „Sozialreligion“ getragen wird, sich von innen heraus zersetzen werde. Wir werden ermahnt, nicht ungeduldig zu werden, wenn die prophetisch geschauten Termine des endgültigen Zusammenbruches der Sowjetunion verstreichen, ohne daß sich etwas ereignete. Von unseren Politikern wird verlangt, diesen als unabwendbar geglaubten Zusammenbruch mit ihren Mitteln zu fördern. Man ist, während über uns die Sputniks zirkeln und zirpen, in der Bundesrepublik Deutschland schon wieder so weit, unter großzügiger Ausdeutung von zweitausend Jahren europäischer und tausend Jahre deutscher Geschichte — unter großzügigem Übergehen des Jahres 1945 — den waffenklirrenden Ritt gen Osten furchtlos und siegesfroh ins Auge zu fassen (siehe z. B. Johannes F. Barnick: Die deutschen Trümpfe. Stuttgart 1958).

Mit einer trutzigen Gebärde, welche die eigene Hilflosigkeit nur dürtig verbirgt, werden die Politik und Diplomatie der zweiten Weltmacht als purer Schwindel und als Augenwischerei abgetan. Von der Politik als der „Kunst des Möglichen“ auch im Kalten Kriege und auch im Zustand der Spaltung von Land und Volk ist nicht die Rede. Was bleibt, ist die Mahnung zu „Hoffnung, Geduld und Zivilcourage“, zweifellos durchaus rühmliche Tugenden für jede Nation und alle Politik, auch und gerade für uns Deutsche in unserer gegenwärtig so trostlosen Lage.

Aber die Praktizierung dieser Tugenden machen uns in dieser Situation nach innen und außen unglaublich. Man muß Barduhn zustimmen, wenn er von der Heuchelei und Gedankenlosigkeit spricht, die der monotonen Anrufung der „17 Millionen Brüder und Schwestern“ einen so unerträglich fatalen Mißklang gibt. Man muß Barduhn zustimmen, wenn er davon spricht, daß die gegenwärtige politische Konstellation in der Welt kaum einen Spalt offen läßt für eine baldige friedliche Lösung der deutschen Frage.

Trotz alledem ist uns aufgegeben, die deutsche Wiedervereinigung zu wollen und diesen Willen zu artikulieren, ohne Hysterie, ohne in Wunschträume zu gleiten. Und täuschen wir uns nicht: Unsere westdeutschen Landsleute werden bereit sein, handfeste Opfer für die Wiedervereinigung zu bringen, wenn ihnen dieses Ziel erst einmal greifbar werden wird. Vielleicht werden die materiellen Opfer für die Angleichung und Anhebung des Produktions- und Lebensstandards der kommunistisch beherrschten Teile Deutschlands weit geringer sein, als mancher von uns mit sorgenvollem Blick auf seinen Wunderwohlstand zu fürchten neigt. Wer hierzu Näheres wissen will, sei auf den letzten großen Bericht des Forschungsbeirates beim gesamtdeutschen Ministerium verwiesen.

Ein Preis allerdings, und darin stimmen alle ernstzunehmenden Kräfte in der Bundesrepublik überein, wäre zu hoch für die Einheit Deutschlands: der



Preis der freiheitlichen Gestaltung unseres Lebens. Den Verzicht auf Freiheit und Menschenwürde forderten auch die Menschen in der Sowjetzone nicht von uns, wenn er auch die Einheit bringen sollte. Und die Furcht vor der hartgesottenen kommunistischen Minderheit in einem geeinten und freien Deutschland? Diese Furcht und das Gerede von der „Infektionsgefahr“ durch Relikte des Bolschewismus ist doch der jammervollste Beweis dafür, wie wenig wir uns der Verankerung freiheitlicher Gesinnung bei uns selbst sicher sind. Dabei demonstriert uns die Mehrheit der mitteldeutschen Bevölkerung jeden Tag aufs Neue, wie man sich gegen den Bolschewismus immunisieren kann, selbst wenn er die Atemluft erfüllt und durch alle Poren zu dringen scheint.

Um das „Ob“ der deutschen Einheit gibt es kein Herumdrücken. Das „Ob“ steht außerhalb und über jeder Diskussion um die verschiedenen Wege zur Wiedervereinigung und die verschiedenen Formen der Gestaltung eines geeinten Deutschland. Dieses „Ob“ ist nicht der erste, der zweite oder der xte Schritt. Es ist eine solide Basis für die westdeutsche Politik, selbst wenn es nicht in der Präambel des Grundgesetzes stünde. Es ist auch das Fundament, auf dem die große Mehrheit der mitteldeutschen Bevölkerung den Halt gegen den Bolschewismus sucht und findet.

Sich von der Verantwortung für die gerechte und sinnvolle Ordnung in Mitteleuropa zu absentieren und die Lösung des gordischen Knotens dem Wirken des Weltgeistes oder gar dem Schwerte zu überlassen, statt sich mit den Mitteln der Politik an der Lösung zu beteiligen, würde die Gefahr einer Irredenta heraufbeschwören, die unser fragiles Staatswesen und unser freundschaftliches und vertrauensvolles Verhältnis zu den Westmächten von innen her zerstören könnte. Schon einmal wurden dämonische Mächte aus unserer Mitte entfesselt, weil geschichtlich gewachsene Strukturen im Übermut und wider das primitive Gefühl für Rechtlichkeit zerrissen worden waren. Auch diesen Gesichtspunkt sollte man beachten. Die verantwortlichen Kräfte in der Bundesrepublik haben geradezu die Pflicht, mit Maß und Festigkeit nach allen Seiten hin unser Recht auf Wiedervereinigung zu vertreten. Tun *sie* das nicht, so stehen andere Kräfte bereit, um die Parolen in anderen Tonarten auszugeben.

Diese Bemerkungen zu der aufrichtigen Stellungnahme von Barduhn müssen einen Mangel aufweisen, dessen sich der Verfasser durchaus bewußt ist: Seit er sich mit den Problemen der Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands befaßt, scheut er immer mehr davor zurück, Rezepte oder gar Allheilmittel zusammenzubrauen und feilzubieten. Er ist davon überzeugt, daß nur äußerste Nüchternheit in der Analyse der Situation vor schweren Enttäuschungen und psychologischen Rückschlägen bewahren kann. Was er aber von den Verantwortlichen in der Bundesrepublik verlangt, das ist nicht Attentismus und Absentismus, sondern wachsame Reagieren auf die leisesten Möglichkeiten einer politischen und machtmäßigen Entspannung in der Welt und entschlossenes Handeln, wenn auch nur die geringste Chance sichtbar wird, der deutschen Einheit in Frieden und Freiheit näherzukommen.

Schließlich noch eine ganz schlichte Bemerkung: Die privaten menschlichen Beziehungen nach Mitteldeutschland dürfen nicht abreißen, wenn auch der Kontakt von drüben aus mit allen Mitteln unterbunden wird. Das oft zitierte „Ob“ der Wiedervereinigung rückt aus dem Zwielicht der Zweifelhaftigkeiten

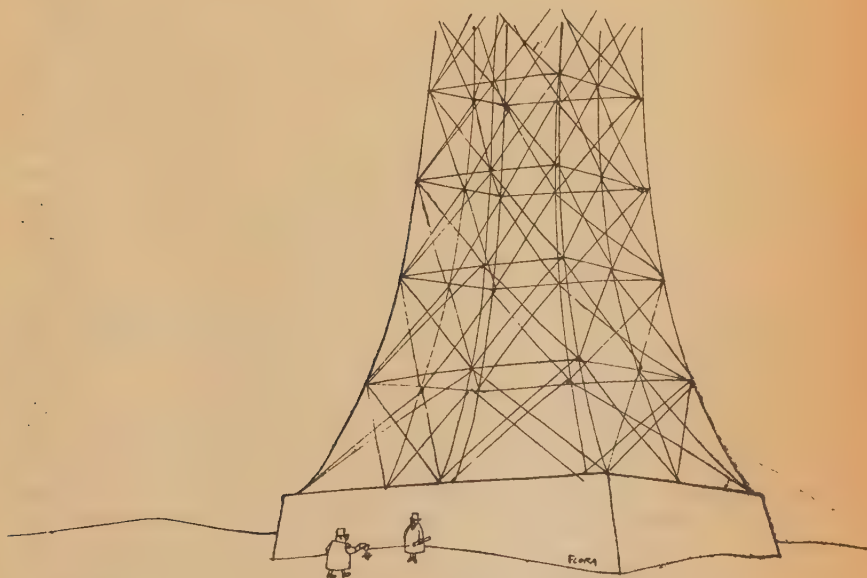


sofort heraus, wenn konkret erlebt wird, daß über der Elbe, Werra und Fulda deutsche Menschen leben, die an dem Geschehen in der Bundesrepublik — zu unserer Beschämung — weit intensiver teilnehmen, als wir es im umgekehrten Falle tun.

Hermann Heimpel hat einmal warnend und mahnend im Hinblick auf die gegenwärtige Spaltung Deutschlands an den historischen Prozeß der Ablösung von Ländern erinnert, die einstmals zu den Kerngebieten des alten Reiches gehörten, inzwischen aber längst eigene Staatlichkeit und eigenes Nationalbewußtsein im Sinne des „plébiscite de tous les jours“ entwickelt haben. Diesem historischen Prozeß wohnte eine so mächtige innere Logik inne, daß nur ein Narr auf den Gedanken kommen konnte, Belgien, Luxemburg, die Niederlande, Böhmen, ja selbst die Schweiz „heim ins Reich“ zu führen.

Der Spaltung Deutschlands, ihren Ursachen und ihren Konsequenzen fehlt diese innere Logik. Die Deutschen diesseits und jenseits der Demarkationslinie hingegen legen das „plébiscite de tous les jours“ zu ihrer Einheit ab, das beweisen nicht nur die Demoskopen und die Funktionäre von Flüchtlingsorganisationen.

Die Suche nach Lösungen für die ungeheure Aufgabe der Wiedervereinigung nun gar mit dem Hinweis auf Rapallo und „Schaukelpolitik“, auf die Blindheit gegenüber der ideologisch-militärischen Bedrohung durch den Bolschewismus zu denunzieren, ist unwürdig und verstößt gegen die Spielregeln des freiheitlichen Lebens. Im Verhältnis der Mächte zueinander, in aller Politik gibt es keinen Stillstand, aber auch keinen Automatismus à la „Histomat“. Jeder von uns kann die Dinge bewegen, von der Gewißheit des „Ob“ zu den Möglichkeiten des „Wie“.



GLAUBE...



## Zum Jubiläum der Stadt München

Als ich die begeisterten Zeitungsartikel über den Festzug und die sehr gelungene Festschrift der „Süddeutschen Zeitung“ zum 800jährigen Jubiläum Münchens las, griff ich wieder einmal zum „Grünen Heinrich“, in dessen 3. Bande Keller bekanntlich von der farbenfreudigen und künstlerisch so vollendet gestalteten Münchner Fastnacht berichtet und im 4. Bande von dem Festzug beim Empfang der Braut des bayerischen Thronfolgers. Wenn jemand, so hat das Malerauge Gottfried Kellers den ganzen Reiz der von Geschmack und von prallem Leben erfüllten Kundgebungen der Künstler- und Bürgerschaft Münchens festgehalten. Amüsant und für Gottfried Keller besonders charakteristisch ist die Reaktion dieses freien Schweizer Bürgers auf das monarchistische Treiben, das seine „republikanische Eifersucht gegen die Macht eines monarchischen Lebens, mit dem ich nichts zu schaffen hatte, an welchem ich nichts mehrn und nichts ändern konnte“, erweckte. Freilich hatte er durch das Malen von Fahnen, das er aus Geldmangel übernommen hatte, ein schlechtes Gewissen, aber er fügt dann hinzu: „So habe ich wenigstens nicht auf diese Untertanen geschossen wie so oft die Schweizer Gardien im Fürstendienste getan haben; und in diesem Augenblick stehen noch vollzählige Regimenter am Fuße von Thronen, die schlechter sind als der hier gefeierte wird.“

Von der Liebe zu München zu reden, auch am festlichsten Tage, heißt doch im Grunde Eulen nach Athen tragen, denn der unvergängliche Reiz, der jetzt wiederum von dieser Stadt ausstrahlt, war und ist so stark, daß nur Griesgrame von ihm nichts verspüren.

Ich denke an meine Studentenzeit zurück, mit welcher magischer Gewalt uns der Fasching nach München lockte, so daß man gelegentlich unter Beibehaltung der Adresse in einer anderen Universitätsstadt heimlich nach München fuhr, um die Freuden des Faschings dort zu genießen. Der Maler Reznicek hatte im „Simplicissimus“ die Münchner Damen geradezu verführerisch und erregend gezeichnet. Den letzten Münchner Karneval machte ich in Gesellschaft meines ermordeten Freundes Edgar Jung mit. Wenig später waren Land und Stadt schon überschattet von den Hakenkreuzfahnen, die München so reichlich zeigte. Aber München, die „Stadt der Bewegung“, eine nazistische Stadt zu nennen, war ebenso falsch, als wenn man Berlin, das die Nazis zur Zentrale des Antisemitismus gemacht hatten, als eine jüdenfeindliche Stadt hätte charakterisieren wollen.

Mein letzter Besuch während des Tausendjährigen Reiches in München, den ich als Senator der gleichgeschalteten deutschen Akademie in München — nach meiner Inhaftierung durch die Gestapo wurde ich Gott sei Dank in der Liste gestrichen — ist mir in peinlicher Erinnerung, weil ich an Tribünen vorbeimusterte, die mit blutigen Farben wie ein Schafott ausgerüstet waren und die Unsicherheit der Existenz unter dem Terror-Regime eindringlich betonten. Auch die fatale Angelegenheit mit dem befohlenen Gruß vor den Toten in der Feldherrnhalle und die Kontrolle der Passanten widerten mich an.



Es hat lange gebraucht, bis ich diesen Eindruck überwandte, und ich habe München viele Jahre gemieden, bis nun der alte Zauber wieder wirksam geworden ist. Die reichen Kunstschätze sind wieder zugänglich und die grauenvollen Ausstellungen Hitlerschen Geschmacks vergessen. München hat wieder Atmosphäre, im Gegensatz zu so manchen anderen, vor allem süddeutschen Städten. Es gibt wohl auch wieder genialisches Treiben in Schwabing, das wir jungen Menschen seiner Zeit mit heißem Herzen so gerne mitmachten, um bei Kati Kobus zu enden — das heißt, die Nacht ging hinterher noch weiter. Bis zum blutigen 30. Juni 1934 war selbst im bajuwarischen Nationalismus ein versöhnendes Element, da hinter der krachledernen, weiß-blauen Derbheit Menschlichkeit spürbar war, die Sympathie und ein Lächeln erlaubte, selbst wenn Vulkanisches sich meldete.

Viele Literatur zum Jubiläum Münchens ist erschienen. Mir erscheint als eins der wertvollsten Bücher das, aus *Wilhelm Hausenstein's* früheren Zeitungsartikeln und unveröffentlichten Blättern aus dem Nachlaß zusammengestellt, unter dem Titel „*Liebe zu München*“ erschienen ist (München, Prestel Verlag. 288 S. mit 4 farbigen Ansichten auf Faltafeln. Ganzleinen DM 14,50). Hans Melchers hat die Auswahl getroffen und ein kurzes Nachwort dazu geschrieben. Hausenstein, der mehr als 50 Jahre in München lebte, trug eine leidenschaftliche Liebe, die zärtlich und doch auch eifervoll war, zu seiner neuen Heimat im Herzen. Daß ihn, den Kunsthistoriker, gerade München fesselte, bedarf keiner Begründung. Wer sich bemühen will, das innerste Wesen Münchens und der eingeborenen wie der zugewanderten Bevölkerung kennenzulernen, der greife zu diesem Buch.

Wie sehr er sich allem Münchnerischen verbunden fühlt, beweist auch sein Buch „*Die Masken des Komikers Karl Valentin*“, erschienen als Band 22 der Herder-Bücherei. Zunächst mag es verwundern, daß Hausenstein so viel Zeit und Bemühen gerade für dieses Thema verwandt hat. Aber das lag tief innerlich in seiner Art begründet, und der Lobgesang auf Valentin galt eben auch der Stadt München. Er erkannte, daß hinter der burlesken Komik Karl Valentins sich die Lebensangst, die Not der Zeit und ihre Dämonie verbargen. Hausenstein war eng mit ihm befreundet, und so entstand ein gültiges Bild aus persönlicher Nähe und eine Analyse des großen Bühnenkünstlers Karl Valentin und seiner Partnerin Lisl Karlstadt. Hausenstein hat nun über seinen Tod hinaus der geliebten Stadt mit beiden Büchern ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Die Münchner verstehen zu feiern in angemessener Form. Über der Stadt liegt eine Stimmung echter Festlichkeit, der sich kein Besucher entziehen kann. Nicht nur das alte München, sondern auch das alte Isar-Athen ist wiedererstanden. Das Residenz-Theater, eröffnet mit „*Figaros Hochzeit*“, strahlt im getreu wiederhergestellten alten Glanz, und die Rokoko-Ausstellung des Europarats, Dokument der letzten Zeit, als Europa noch über eine gemeinsame Kultur verfügte, ist überwältigend.

Salve München, fulgens stella!



## Sehnsucht nach materiellem Glück

### I

In national-ökonomischen Lehrbüchern von heute wird der Wirtschafts-Geschichte nicht mehr so viel Platz eingeräumt wie zu Beginn des Jahrhunderts, und den Hauptvertretern der jüngeren wie der älteren historischen Schule der Volkswirtschafts-Lehre, Männern wie Roscher, Schmoller und Bücher, flicht der zeitgenössische ‚qualifizierte‘ Volkswirt keine Kränze. Die Fleischpreise in Straßburg während des 15. Jahrhunderts (oder war es das 14.?) interessieren die unzähligen Studenten moderner Wirtschafts-Wissenschaften nur wenig. Immerhin, ein gelegentlicher Rückblick auf wirtschaftliche Tatbestände von einst dürfte auch in einer Gegenwart nicht ohne Nutzen sein, in der sich die National-Ökonomie hauptsächlich mit Güter-Erzeugung und -Verbrauch, mit Preisen und Löhnen befaßt.

So möchte ich denn die vielleicht nicht ganz akademisch-korrekt klingende Behauptung wagen, daß uns Sinn und Ziel des Problems der „Lebenshaltung“, von der heute so viel die Rede ist, auch ohne wirtschaftsgeschichtliche Studien erkennbar werden, wenn wir uns daran erinnern, daß es Henri IV. von Frankreich war, dem das „Sonntagshuhn im Topfe“ nicht nur als ein für jeden Franzosen erstrebenswertes, sondern auch erreichbares Existenz-Maximum erschien. Seitdem haben wir dank Karl Marx zwar viel vom Existenz-Minimum, aber nur selten etwas vom Existenz-Maximum gehört. Mit gutem Grund, denn moderne amerikanische Technologen sind allen Ernstes der Ansicht, daß man nach der wissenschaftlichen und technischen Auswertung der ersten, zweiten und der z. Z. schon im Gange befindlichen dritten industriellen Revolution, bei dem heutigen Stande der Technik und angewandter Wissenschaft zu der Annahme berechtigt sei, daß die Möglichkeiten materieller Bedürfnis- und Bedarfs-Befriedigung unbegrenzte seien. So hat zu Anfang dieses Jahres ein früheres Mitglied des amerikanischen Senats erklärt, in etwa 25 Jahren würden viel mehr Amerikaner viel reicher und erheblich gesünder sein als heute. Aber dieser Optimismus ist keineswegs auf Amerika beschränkt. Wenn z. B. Sir William Rootes, eine der führenden Persönlichkeiten der englischen Automobil-Industrie und Vorsitzender des Dollar Export Rats, erklärt, eigentlich solle doch jeder Engländer sein eignes Auto besitzen, so darf man ohne weiteres annehmen, daß in den maßgebenden Kreisen der Kühlschranks-, Television- und Waschmaschinen-Industrie ähnliche Ansichten herrschen.

### II

Bei dem volkswirtschaftlichen Analphabetismus, der auch in den kulturell, sozial und wirtschaftlich fortgeschrittensten Ländern grassiert, ist es nicht weiter verwunderlich, daß man solche Äußerungen mit dem Einwand zu entkräften sucht, sie seien nicht ernst zu nehmen, weil sie von politisch oder privat-wirtschaftlich interessierter Seite kommen. Demgegenüber genügt der Hinweis, daß leitende Staatsmänner in den Vereinigten Staaten und England, in der Bundes-



republik und Frankreich wiederholt und unwidersprochen eine Verdoppelung der Lebenshaltung innerhalb der nächsten 25, 15 oder selbst 10 Jahre in Aussicht gestellt haben. Die Frage nach dem Ursprung dieser erstaunlichen Vorstellungen von den materiellen Verwirklichungsmöglichkeiten der menschlichen Sehnsucht nach Glück läßt sich rasch und unschwer beantworten. Auf dem Umweg über Rousseau und Benjamin Franklin hat die Philosophie des Rationalismus Ende des 18. Jahrhunderts ihren politischen Niederschlag in der Unabhängigkeitserklärung und Verfassung der Vereinigten Staaten gefunden. In ihnen ist „Pursuit of Happiness“ als eines der jedem Menschen von Gott verliehenen unveräußerlichen Rechte „säkularisiert“ worden.

Den weit über die Vereinigten Staaten hinausreichenden Folgen dieser erstmaligen verfassungsmäßigen Festlegung einer religiös-politischen Ideologie nachzuspüren, wäre sicher interessant. Doch da sie mit dem eigentlichen Gegenstand dieser Betrachtungen in keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen, soll davon abgesehen werden. Erwähnt sei nur, daß die im 19. Jahrhundert am laufenden Band hergestellten, mehr oder weniger demokratisch orientierten Verfassungen den Gedanken der Säkularisierung der menschlichen Sehnsucht nach Glück in irgend einer Form — zuletzt im Wohlfahrts-Staat — übernommen haben. In sozialwirtschaftlicher Sicht jedoch hat die Vorstellung von den unbegrenzten Möglichkeiten der Erfüllung materieller menschlicher Notwendigkeiten, gesteigerter Lebensbedürfnisse und des Wunsches nach einer gesicherten und komfortablen Existenz dazu geführt, daß sich das Existenz-Maximum von heute allmählich in das Existenz-Minimum von morgen verwandelt.

Auf die „Halb-Starken“ macht es wenig Eindruck, wenn ihnen von dem schwer erkämpften Aufstieg der arbeitenden Klassen aus proletarischen zu klein-bürgerlichen Verhältnissen erzählt wird. Daß viele ihrer Urgroßväter wahrscheinlich hungernde schlesische Weber waren, ist ihnen ziemlich gleichgültig, und für die Leiden von „Nicolas Nickelby“ fehlt dem Londoner „Teddy Boy“ ebenso jedes Verständnis wie für den anstrengenden 12 — 15 stündigen Arbeitstag ihrer Großväter. Eine irreführende Auslegung der volkswirtschaftlichen Weisheit von Adam Smith: ‚alleiniger Zweck jeder Güter-Erzeugung ist der Verbrauch‘, hat zur Folge gehabt, daß man glaubt, den gemeinsamen Nenner, auf den sich jedes Verlangen nach gesteigerter Güter-Erzeugung bringen läßt, in dem Worte „mehr“ ausdrücken zu können. Daß demgegenüber die Notwendigkeit einer Verbrauchs-Einschränkung in Krisenzeiten meist wirkungslos bleiben muß, ist auch ohne psychologische Tiefen-Forschung unschwer begreiflich. Auch dies ist, wie der alte Fontane sagen würde: „Ein weites Feld“. Ich darf es aber bei den kurzen eben gemachten Bemerkungen belassen, da es keineswegs meine Absicht ist, mich mit der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ auseinanderzusetzen (von der — wenn ich nicht irre — Lasalle spricht), oder sie gar zu verurteilen. Worum es sich handelt, ist vielmehr, daß man ganz allgemein und unabhängig davon, ob man dabei an die besitzenden oder nicht-besitzenden Klassen denkt, in der Sehnsucht nach materiellem Glück einen materiellen Faktor übersehen zu haben scheint, der das Plus, das man sich von den unbegrenzten Möglichkeiten wissenschaftlichen und technischen Fortschritts verspricht, nicht nur sehr erheblich zu verringern droht, sondern es vielleicht völlig zum Verschwinden bringt.

Unter den wirtschaftspolitischen Linien, die in der kommenden europäischen Gemeinschaft zu erwarten sind, finden wir in dem ausgezeichneten Aufsatz von Alfred Frisch: „Überholte Wirtschafts-Begriffe“ (Deutsche Rundschau, November 1957) an erster Stelle „das risikofeindliche und immer grenzenloser werdende Sicherheitsbedürfnis des modernen Menschen“. Viel tiefer jedoch als in einer nicht zu bestreitenden „Risikofeindschaft“ des homo economicus von heute, die in einer Zeit der „Wirtschaftswunder“ dem Köhlerglauben entstammt, man könne auch ohne Risiko rasch und mühelos reich werden, dürfte das fast an Besessenheit grenzende Verlangen nach Sicherheit des modernen Menschen in einer Angst wurzeln, die den Gedanken eines etwaigen Mißbrauchs wissenschaftlichen und technischen Fortschritts nicht los wird. Allein das seelische Gleichgewicht, das auf kindlich-naiver wie geistig geläuterter Religiosität beruht, und uns über solche Ängste hinwegzuhelfen vermag, ist arg ins Schwanken geraten, seit wir uns daran gewöhnt haben in all unseren Nöten den Staat als Helfer anzurufen. Da über die groteske Idee, den Staat sozusagen als Vorsehungs-„Esatz“ zu betrachten, bereits oft und viel Selbstverständliches geschrieben worden ist, so soll hier nur die — allerdings meist vergessene — realpolitische Tatsache wiederholt werden, daß, wann und wie auch immer der moderne Staat innen- oder außenpolitisch dem Einzelnen oder der Gesamtheit als ‚Deus ex machina‘ materielle Hilfe leistet, diese Hilfe natürlich in irgend einer Form materiell abgegolten werden muß.

Dies trifft für jede Gesellschafts-Ordnung zu, gleichgültig ob sie sich auf gewalt-, natur- oder sozial-rechtlicher Grundlage entwickelt hat. Durch physische oder geistige Leistung, ungelernte oder gelernte Arbeit kommt das Gesamt-Sozial-Produkt eines Staates zustande, und in der Form von Steuern, Gebühren, Zöllen usw. präsentiert der Staat den Staatsbürgern die Rechnung für das, was er zur Wahrnehmung ideeller wie materieller Interessen der Gesamtheit wie des Einzelnen tatsächlich oder angeblich geleistet hat. In dieser Bilanz beansprucht nun der Posten: Sicherheit in einem sich ständig erhöhenden Prozentsatz den Löwen-Anteil. Zwar war dieser Anteil von jeher beträchtlich, allein seit den zwei Welt-Kriegen sind neben den Aufwendungen für die Herstellung ‚conventioneller‘ Waffen die für Vorkehrungen sich gegen einen etwaigen Atom-Krieg zu sichern, dauernd und in erschreckendem Maße gestiegen. Trotzdem macht selbst der mit leidenschaftlichster seelischer Anteilnahme gegen atomare Bewaffnung geleistete religiöse und moralische Widerstand auf volkswirtschaftlich rein materialistisch orientierte Realpolitiker begreiflicherweise keinen Eindruck. Doch auch dem wirtschaftswunder-gläubigen Apostel unbegrenzter materieller Fortschrittmöglichkeiten kann auf die Dauer kaum die bittere Ironie entgehen, die sich aus der Überlegenheit ergibt, daß eine fast schon die Hälfte des Volkseinkommens beanspruchende Sicherung gegen die Apokalypse eines mit atomaren Waffen geführten Krieges — ganz abgesehen von der Problematik der erhofften Wirkung — jede in Aussicht gestellte Verbesserung der materiellen Lebenshaltung, mit dem Endziel des ‚guten Lebens‘, illusorisch machen muß.

Daß es sich bei Maßnahmen zum Schutz der inneren Sicherheit und gegen Angriff von außen um nationale Notwendigkeiten handelt, ist eine Selbstverständlichkeit. Das bedeutet aber keineswegs, daß die Herstellung von Waffen



und Munition und alles, was direkt oder indirekt damit zusammenhängt, in der volkswirtschaftlichen Bilanz zu den Aktiven zählt.

Schon vor Anbruch unseres mit Atom-Energie geladenen Zeitalters boten sogar ‚konventionelle‘ Waffen (wozu bereits Tanks, Torpedo-Boote und Bomben tragende Flugzeuge gehörten) für eine behagliche Existenz keine Sicherheit mehr. Mit der Zauberformel: „Kanonen und Butter“ hat man schlechte Erfahrungen gemacht. Aber auch Kanonen ohne Butter oder Butter ohne Kanonen machen weder einen kalten Krieg noch einen von explosiven politischen Spannungen bedrohten Frieden auf die Dauer erträglich. Die Vertreter der ökonometrischen Schule in der National-Ökonomie, die unser volks- und privat-wirtschaftliches Leben, Weben und Sein auf knappe arithmetische Formeln bringen möchten (allerdings nicht ohne eine Plus-Minus-Marge von etwa 50 % einzukalkulieren), vergessen nur zu leicht, daß Waffen und Munition nebst Zubehör, selbst wenn man aus national- oder weltpolitischen Gründen gezwungen ist, sich mit ihnen abzufinden, volkswirtschaftlich gesehen wertlose Erzeugnisse sind, ob sie nun heute gebraucht oder morgen — verschrottet werden. Sowohl die modernsten, heute allen anderen angeblich überlegenen ‚konventionellen‘ wie vor allem die besonders kostspieligen atomaren Waffen sind im Zuge eines immer rascheren Tempos in der Technik ihrer Herstellung morgen vielleicht nichts anderes als Alt-Eisen. Ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei mag vielleicht noch zu Beginn des Jahrhunderts im Gefühl der Sicherheit zum persönlichen Behagen mit beigetragen haben. Doch wenn auch damals schon über die unerträgliche Höhe des Militär-Etats geklagt wurde, im Vergleich zum Gesamt-Etat machte er sich in den Kosten der Lebenshaltung keineswegs als unverhältnismäßig hoch bemerkbar.

#### IV

Der verbissene Streit, der unter zünftigen National-Ökonomen, unterstützt von ihnen hörigen Partei-Politikern, zwischen „Expansionisten“ und „Restrictionisten“ in von Krisen bedrohten Industrie-Staaten tobt, und an die spitzfindigen Disputationen alter Scholastiker erinnert, läßt sich unschwer erklären. Je mehr sich der volkswirtschaftliche Sektor ausweitet, in dem Güter erzeugt und Dienst-Leistungen verlangt werden, die im wesentlichen national- oder welt-politisch bedingt sind, um so mehr schrumpft der Sektor der uns mit Gütern versorgt, die teils zu unmittelbarem Verbrauch teils zu langdauernder Nutzung bestimmt sind. Im Interesse einer vornehmlich auf Abschreckung beruhenden wirksamen Verteidigungspolitik wird Investitions-Kapital immer stärker in Anspruch genommen und die Zahl hoch-salariierter Wissenschaftler und Techniker sowie hoch-entlohnter gelernter und ungelernter Arbeitnehmer immer größer. Ein Verbrauch, der „alleiniges Ziel aller Güter-Erzeugung“ sein soll, muß daher schrumpfen. Zugleich übt die gesteigerte Nachfrage nach Verbrauchsgütern von den im Verteidigungs-Sektor Tätigen eine preissteygernde, d. h. inflationistische, Wirkung aus. Erstaunlich ist nur, daß dieser in der Gegenwart vielleicht hauptsächlichsten Ursache einer welt-weiten Inflation — sowohl in ihrer galoppierenden wie kriechenden Spielart — kaum die verdiente Beachtung geschenkt wird. Wohl wird die Notwendigkeit einer „Expansions-Pause“ anerkannt, doch den der Fortschritts-Ideologie Verschiebenen scheint es an Verständnis dafür zu fehlen, daß man auf dem Wege vom „Huhn im

Topfe“ über das Eigenheim mit Garage und Auto zum Fernziel eines Schlaraffenlandes — ob man will oder nicht — Halt machen müßte, weil die zum materiellen Glück unentbehrlichen wissenschaftlichen und technischen Errungenschaften im Augenblick eine wichtigere Aufgabe zu erfüllen haben, nämlich erst einmal dafür zu sorgen, daß wir uns einer physisch gesicherten Existenz — der unerläßlichen Vorbedingung jeden materiellen Glücks — erfreuen können.

Zweck dieser Betrachtungen sind nicht moralische Schlußfolgerungen mit entsprechenden moralischen Forderungen, so nahe sie auch liegen. Daß sie die auf Technokratie eingeschworenen Wirtschafts-Theoretiker und -Praktiker überzeugen würden, dürfte eine irrige Annahme sein. Auch wenn sie vermutlich Adam Smith als ihren nationalökonomischen Ahnherrn anerkennen, daß der „Vater der National-Ökonomie“ auch Professor der Moral-Philosophie war, wird meist ignoriert. Vielleicht genügt jedoch für ein Schlußwort der kurze Hinweis auf den Trugschluß, gegen den gerade Spezialisten auf dem Gebiet der Sozial-Wissenschaften nur selten gefeit sind, sobald sie der Versuchung nicht widerstehen können, menschliches Verhalten auf knappe, abstrakte und zu Dogmen erhobene Formeln zu bringen. Erst wenn „homo sapiens“ begriffen hat, daß eine vernunftgemäße Behandlung des menschlichen Faktors in der Wirtschaft nicht weniger realistisch zu sein braucht als sein Mißbrauch, darf die Menschheit darauf rechnen, die sinngemäßen Formen für eine harmonische Lebensführung wie Lebenshaltung auch in Güter-Erzeugung und Güter-Verbrauch zu finden.



... LIEBE ...



## Bismarck, Wilhelm I. und die spanische Thronkandidatur

Aus den geheimen Akten der Wilhelmstraße

Eines der wichtigsten Probleme der neuen Geschichte ist jetzt gelöst, wenigstens soweit die vollständige Kenntnis der Akten überhaupt ein Problem lösen kann. Welches war die Entstehungsgeschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 — 71, jenes Krieges, der die ganze folgende europäische Geschichte für drei Generationen beherrscht hat? Insbesondere, wie kam es zu der Kandidatur des Erbprinzen Leopold von Hohenzollern für den spanischen Königsthron, an dem sich das Feuer entzündet hat? Soviel hatten die Historiker schon lange gewußt, daß die Darstellung, die Bismarck davon stets gegeben hat, wahrheitswidrig war, und es konnte nur Verwunderung erregen, daß er sie in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ in aller Breite vorgetragen hat, obwohl er damals wissen mußte, daß sie bereits durch die Veröffentlichung einwandfreier Dokumente, insbesondere in den Erinnerungen des Fürsten Karl von Rumänien, des Bruders des Erbprinzen Leopold, vollständig widerlegt war. Die wissenschaftliche Forschung hat in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg sehr viel zu Tage gefördert. Wir brauchen nur auf Richard Festers Sammlung „Briefe, Aktenstücke und Regesten zur Geschichte der Hohenzollernschen Thronkandidatur“ (1913) zu verweisen. Später, 1924, veröffentlichte der amerikanische Historiker Lord den Brief- und Telegrammwechsel zwischen Ems, Varzin und Berlin im Juli 1870 vor der Kriegserklärung und erläuterte ihn durch einen scharfsinnigen Kommentar. Aber ein Hauptstück des Materials fehlte immer noch. Das waren die Geheimen Akten des Auswärtigen Amts, die den Blicken der Historiker mit ängstlicher Sorgfalt vorenthalten worden sind. Am Ende des letzten Krieges sind sie mit allen anderen Akten des Auswärtigen Amts in die Hände der Alliierten gefallen, und jetzt haben die Engländer eine mustergültige Ausgabe in englischer Übersetzung veranstaltet. (Bismarck and the Hohenzollern Candidature for the Spanish Throne. The Documents in the German Diplomatic Archives edited with an Introduction by Georges Bonnin, translated by Dr. Isabella Massey. With a Foreword by Dr. G. P. Gooch. London, Chatto & Windus).

Schon die Einleitung des Herausgebers bringt hochinteressante Enthüllungen aus den Akten über die Gründe, warum das Auswärtige Amt diese Aktenstücke selbst den patriotischsten preußischen Historikern hartnäckig vorenthielt. Bekanntlich hatte Bismarck Heinrich von Sybel mit der Abfassung einer Geschichte der Reichsgründung beauftragt, obwohl er ihn zu den Historikern rechnete, welche die Wasser der Vergangenheit nicht klar machen, sondern trüben. Für diese Arbeit hatte er ihm die amtlichen Akten — mehr oder weniger — zur Verfügung gestellt. Zur Zeit von Bismarcks Sturz 1890 war Sybel gerade bei der Entstehung des Krieges von 1870 angelangt. So sehr er sich bemühte, keinen Anstoß zu erregen, konnte er doch nicht vermeiden,

einige Tatsachen klarzulegen, die mit der bis dahin festgehaltenen offiziellen Darstellung in Widerspruch standen. Die Sache kam vor das Preußische Staatsministerium, und der neue Reichskanzler, der ehrliche Caprivi, erschrak, als er feststellen mußte, daß der Inhalt der Akten in vollstem Widerspruch zu der amtlichen Erklärung stand, die Bismarck am 16. Juli 1870 angesichts der durch die Hohenzollern-Kandidatur veranlaßten französischen Kriegserklärung vor dem Bundesrat, also den Vertretern der im Norddeutschen Bund „Verbündeten Regierungen“, abgegeben hatte: „Dem Auswärtigen Amt des Norddeutschen Bundes, wie der Regierung Sr. Maj. des Königs von Preußen waren diese Vorgänge vollständig fremd geblieben. Sie erfuhren erst durch das am 3. d. Mts. abends aus Paris abgegangene Havas'sche Telegramm, daß das Spanische Ministerium beschlossen habe, dem Prinzen die Krone anzubieten.“ Was würde der Bundesrat dazu sagen? Bestehe nicht die Gefahr, daß er, wenn es sich um einen künftigen Krieg handeln sollte, der Regierung entgegenhalten würde, ihre Erklärungen seien nicht mehr wert als die vom Juli 1870? Und wie würde die Wirkung in Frankreich sein? Auf Caprivis Vortrag verbot Wilhelm II. jede Veröffentlichung aus den Geheimen Akten. Bei einer späteren Gelegenheit bemerkte der Kaiser zu der Bundesrats-Erklärung vom Juli 1870 in einer seiner beliebten Randglossen: „Das wäre nicht das erste Mal, daß Bismarck gelogen hat.“

Diese strikt ablehnende Haltung wurde in der Kaiserzeit stetig beibehalten, obwohl inzwischen die Geschichtsforschung die Legende Bismarcks widerlegt hatte und vieles, was in den Akten steht, auf Umwegen bekannt geworden war. Aber auch in der Zeit der Weimarer Republik wurde nichts daran geändert. Als Stresemann Reichsminister des Auswärtigen war, beauftragte das Ministerium zwei deutsche Historiker, Platzhoff und Rheindorf, mit einem neuen Gutachten über die Frage, ob die Geheimen Akten jetzt veröffentlicht werden könnten. Beide sprachen sich in ihren Gutachten vom 14. März 1924 entschieden dagegen aus, und zwar aus Gründen sowohl der auswärtigen wie der inneren Politik. Der Gegensatz zwischen Bismarcks Handlungen und seinen amtlichen Erklärungen würde in Kreisen, die mit historischen und politischen Gegenständen nicht vertraut seien, nicht verstanden und geradezu als ein Verbrechen betrachtet werden. In Frankreich würde man möglicherweise den Schluß ziehen, daß Bismarck einen casus belli zu schaffen und einen Konflikt zu provozieren gewünscht habe. Bei der Würdigung dieses Gutachtens muß man sich gegenwärtig halten, daß im Jahre vorher der Einmarsch der Franzosen in das Ruhrgebiet stattgefunden hatte und daß Poincaré in Frankreich damals noch am Ruder war.

Soviel zur Vorgeschichte der englischen Publikation. Die geheimen Akten beginnen mit den drei Briefen, die Marshall Prim, der spanische Ministerpräsident, am 17. Februar 1870, an den gewünschten Thronkandidaten Erbprinz Leopold von Hohenzollern, an den König von Preußen und an Bismarck geschrieben hat. Der Brief vom 25. Februar, mit dem Fürst Karl Anton von Hohenzollern seine und seines Sohnes Ablehnung Bismarck gegenüber motiviert, ist bereits von Zingeler, dem Archivar der Hohenzollern-Familie in Sigmaringen, veröffentlicht worden, aber, wie sich jetzt zeigt, mit Weglassung wichtiger Sätze. Karl Anton, der während der „Neuen Ära“ Preussischer Ministerpräsident gewesen war, hatte einen weiteren politischen Blick



als die meisten Duodez-Souveräne. Es ist daher bemerkenswert, daß er in einem der von Zingeler unterdrückten Sätze sagt: „Ein Hohenzollern in Spanien würde einen wilden Aufschrei in dem anti-preußischen Europa hervorrufen, und die Lösung mancher schwebenden Fragen entweder überstürzen oder verzögern. Das ist indessen eine Betrachtung, die außerhalb der Sphäre meines Urteils liegt.“ Woran der Fürst hierbei dachte, darf man aus der in demselben Brief enthaltenen Mitteilung schließen, daß er dem Spanier Salazar, dem geheimen Sendboten für die Hohenzollern-Kandidatur, bei seinem Besuch im September 1869 gesagt habe, er müsse zunächst eine Erklärung des Kaisers Napoleon beschaffen, daß die Gründung einer neuen Hohenzollern-Spanischen Dynastie eine Gewähr des europäischen Friedens sei. In einem anderen, hier zum ersten Mal veröffentlichten Satz spricht der Fürst die Zuversicht aus, daß König Wilhelm ein unbedingtes Verbot der Annahme der Kandidatur aussprechen werde. Auch ein Brief des Erbprinzen an König Wilhelm vom 2. März 1870 spricht sich für die Ablehnung aus, wobei er mit besonderem Nachdruck betont, daß er sich im tiefsten Grunde seines Herzens als einen Preußen und Deutschen fühle.

Wie man weiß, nahm Bismarck den entgegengesetzten Standpunkt ein und begründete ihn in seinem Schreiben an König Wilhelm vom 9. März mit der reichen Fülle von Argumenten, die ihm bei solcher Gelegenheit wie keinem anderen zur Verfügung standen. Aber wenn auch Bismarcks Denkschrift bekannt ist, so werden die Randbemerkungen, die der König darauf niederschrieb, zum ersten Male veröffentlicht. Sie zeigen, daß es dem alten Wilhelm, wenn er auch nicht über hervorragende Geistesgaben verfügte, an gesundem Menschenverstand durchaus nicht fehlte. Er merkt sofort, wo Bismarck sich von seinem advokatorischen Eifer zu haltlosen Argumenten hinreißen läßt. Wenn dieser die Annahme der Krone damit begründet, daß sich in den Spaniern ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Deutschland regen würde, schreibt Wilhelm an den Rand: „Das Gefühl scheint mir höchst problematisch bei einer Nation, die seit vierzig Jahren mutwillig von einer Revolution zur anderen geschritten ist.“ Und als der Kanzler in schwungvollen Sätzen die Größe der Hohenzollern-Dynastie rühmt, die — nach der Besetzung des spanischen wie des rumänischen Thrones — eine Stellung einnehmen würde, die nur in den habsburgischen Antezedenzen „seit Karl V.“ eine Analogie habe, bemerkt der König trocken, „diese Würdigung Preußens würde schwere Erschütterung und Schaden erleiden, wenn die Hohenzollern-Dynastie in Spanien dasselbe Schicksal erfahren würde, wie die Dynastie, die dort mehr als ein Jahrhundert regiert hatte.“ Die Denkschrift Bismarcks schloß mit der Empfehlung, die Frage nicht in einem formellen Kronrat zu diskutieren, sondern in einer freien Aussprache, zu der außer dem Kronprinzen und dem Fürsten Karl Anton, die Generäle Moltke und Roon und vielleicht auch der Minister Delbrück zugezogen werden sollten. Dieser Liste fügt der König seinen Hausminister von Schleinitz und den Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amtes von Thile hinzu, während er den ebenfalls von Bismarck vorgeschlagenen Generalmajor und Gesandten von Schweinitz ablehnt. (Dok. 9, pp. 68 — 73).

Alle diese Herren und der Erbprinz Leopold waren am 15. März bei dem Diner anwesend, das der Fürst von Hohenzollern im preußischen Königs-

schloß gab. Das ist das Diner, von dem Bismarck in angeblicher Berichtigung der Memoiren des Königs von Rumänien in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ unbekümmert erklärt: „Ich glaube kaum, daß im Tischgespräch die spanische Frage verhandelt wurde.“ Im Archiv in Sigmaringen hat sich eine Niederschrift des Fürsten über diese abgestrittene Verhandlung gefunden, die allerdings nicht bei Tisch, sondern nach Beendigung des Diners auf Befehl König Wilhelms stattfand (p. 291). Nach diesen Aufzeichnungen traten alle Minister — mit Ausnahme des Hausministers von Schleinitz, der ja nicht zum eigentlichen Staatsministerium gehörte — für die Ansicht Bismarcks ein und befürworteten die Annahme der Krone. Aber keiner sprach von der Gefahr eines französischen Krieges, die doch nahe genug lag, am wenigsten die beiden Generäle Moltke und Roon. Dabei wissen wir, daß zum mindesten Moltke an diese Möglichkeit gedacht hat. Delbrück, der bei Tisch neben ihm saß, fragte ihn: „Wenn's aber Napoleon übel nimmt, sind wir doch bereit“, was dieser dann mit behaglicher Zuversicht bejahte. (Hans Delbrück, Erinnerungen, Aufsätze usw. S. 338, vgl. derselbe, Weltgeschichte, Bd. 5, S. 282.) Daß Moltke trotzdem bei der Besprechung darüber schwieg, erklärt sich sehr einfach daraus, daß er ebenso wie Bismarck genau wußte, daß König Wilhelm sofort sein Veto ausgesprochen hätte, wenn er auf die Kriegsgefahr aufmerksam gemacht worden wäre.

Aber zunächst halfen alle Künste Bismarcks nichts. Eine Randnote Wilhelms am Schluß der Denkschrift des Kanzlers stellt fest, daß die Mehrheit der Teilnehmer sich auf Bismarcks Seite gestellt habe, und fährt fort: „Da der Erbprinz jedoch seine schriftliche und mündliche Erklärung aufrecht erhielt, er könne nur auf meinen Befehl sich für die Annahme entscheiden und da ich aus Überzeugung außer Stande bin, diesen Befehl zu geben, war die Diskussion hierdurch geschlossen.“ Bedeutungslos war die Besprechung deshalb doch nicht. Auf den Erbprinzen hatte die Tatsache, daß so viele hochangesehene und erfahrene Berater des Königs die Annahme der Kandidatur als eine patriotische Pflicht bezeichnet hatten, einen großen Eindruck gemacht, so daß er in seiner Haltung schwankend wurde, wie eine Aufzeichnung von seiner Hand vom 17. März im Sigmaringer Archiv zeigt (p. 294). Noch mehr war jetzt sein Vater, Fürst Karl Anton, einer Kandidatur geneigt, für die er nun seinen jüngeren Sohn Friedrich zu gewinnen suchte, jedoch ohne Erfolg.

Wichtiger war, daß Bismarck im April zwei Sendboten nach Madrid schickte, und zwar, wie er dem Kronprinzen ausdrücklich schreibt (p. 108, Dokument 70), mit Genehmigung des Königs, dem er für diesen Schritt eine harmlose Erklärung gegeben hatte. Diese beiden Sendboten, der Legationsrat Bucher und der Major im Großen Generalstab Max von Versen, sind beide eigenartige Persönlichkeiten. Lothar Bucher, der einstige Revolutionär und Steuerverweigerer von 1848, hatte im Exil in London den Glauben an seine Ideale verloren. Nach Berlin zurückgekehrt, folgte er einem Rufe Bismarcks und trat ins Auswärtige Amt ein. Hier wurde er allmählich der Vertraute des großen Staatsmannes, dem er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit unbedingt zu eigen gab. Aus diesem rein persönlichen Verhältnis erklärt sich, daß Bismarck gerade diesen durchaus nicht geheimrätlichen Mitarbeiter mit einer so delikaten Mission betraute und sogar den König dafür gewann, der Bucher immer noch nicht seine revolutionäre Vergangenheit verzeihen konnte. Major



von Versen scheint in seinem Charakter etwas vom Abenteurer gehabt zu haben. Er war in seiner Jugend in Südamerika gewesen und hatte dort in einem der üblichen Revolutionskriege Landsknechtsdienste geleistet. Dieser Episode verdankte er seine Kenntnisse der spanischen Sprache; sie war wohl einer der Gründe, die Moltke bestimmten, ihn für die Reise nach Madrid auszuwählen. Dem Kronprinzen erschien er als ein „Sprudel- und Hitzkopf“, der „eher eines Dämpfers als einer Aufmunterung“ bedürfe. Aber das paßte sicherlich in Bismarcks Spiel.

Versen war es, dem Bismarck einen Brief an Marshall Prim mitgab. (11. April, Dok. 79, p. 112). In diesem Brief versichert er dem spanischen Ministerpräsidenten seiner vollen Sympathie mit seinen Vorschlägen und behauptet, seine persönliche Überzeugung sei in vollem Einklang mit der Haltung der öffentlichen Meinung in Deutschland; er habe diese Vorschläge unverzüglich unterstützt, habe aber den Boden unvorbereitet gefunden. Königliche Familien könnten zu einem Entschluß nicht leichter kommen als Privatleute. Bisher sei es ihm noch nicht gelungen, alle Besorgnisse zu beruhigen oder all die Skrupel zu überwinden, die mehr von den Gefühlen einer Mutter herrührten als von politischen Überlegungen. Gern hätte er Prims Brief mit der Ankündigung beantwortet, daß die Erfüllung „unserer“ Pläne gesichert sei, aber er sei überzeugt, daß mit ein wenig Geduld „wir“ diesen Augenblick kommen sehen würden. Er habe die Angelegenheit Bucher anvertraut, der seine Gedanken kenne, und bitte Prim, ihm Gehör zu schenken. Hiernach konnte Prim sich also darauf verlassen, daß der mächtige Kanzler des Norddeutschen Bundes die Hohenzollern-Kandidatur nachdrücklichst fördern würde. Von den Bedenken und dem Widerstand seines Königs sagt Bismarck kein Wort.

Bucher hat nach seinen hier zum ersten Mal veröffentlichten Berichten von Bismarck keinen Brief mitbekommen. Aus seinem ersten Bericht aus Madrid vom 14. April (Dok. 52, p. 114) ist im Hinblick auf die spätere Entwicklung der folgende Passus interessant: „Die Französische Regierung ist schon auf der Lauer. Dies ist durch Indiskretionen ihres hiesigen Gesandten Mercier bekannt geworden und der Regent (der spanische Marschall Serrano) hat vorgestern gesagt, wenn Frankreich sich einmischte, würde es ihm gelingen, eine internationale Frage aus dem zu machen, was tatsächlich nur eine Privatangelegenheit oder eine Sache der Landespolitik ist.“ Buchers Verhandlungen mit Prim drehten sich, seinen schriftlichen Berichten zufolge, im übrigen um die Bedingungen, an die besonders Fürst Karl Anton die Annahme knüpfen wollte. Eine Bedingung bezog sich auf die Haltung des Heeres. Darüber gab Prim die großartigsten Zusicherungen. „Die Armee“, erklärte er Bucher, „wird losgehen, wie eine Kugel aus der Kanone, gleichviel nach welcher Richtung ich sie dirigiere.“ Versen zeigte sich auch als ein gelehriger Schüler des Kanzlers, indem er dem spanischen Ministerpräsidenten vortrug, es seien nur die Damen der Hohenzollernfamilie, die Bedenken hätten, und Bismarck brauche erhebliche Zeit, um diese zu überwinden. (Bericht vom 19. April, Dok. 97, p. 129). Ihm gab Prim einen Brief an Bismarck vom 24. April mit, in dem er ihn bat, die Sache binnen der ersten vierzehn Tage des Mai zum Abschluß zu bringen (Dok. 102, p. 135).

Aber trotz dieser rührigen Agenten kam die Sache zunächst keinen Schritt weiter, und zwar deshalb nicht, weil Bismarck seit dem 14. April an Gelbsucht erkrankt war, sich nach Varzin zurückgezogen hatte und fast jede Amtstätigkeit ablehnte. Erst gegen Ende Mai kam er zu den Reichstagsverhandlungen nach Berlin, Versen, dessen bisher ängstlich geheim gehaltenes Tagebuch hier zum ersten Mal veröffentlicht wird, hatte in Nauheim vom Fürsten Karl Anton am 21. Mai das Geständnis erhalten, wenn Bismarck ihm sagen würde, daß die Annahme im Interesse des Staates (d. h. Preußens) sei, dann würde es eine Pflicht sein, „Ja“ zu sagen. (p. 264). Damit ausgerüstet drang Versen mit Moltkes Hilfe zu Bismarck im Reichstag am 24. Mai — dem Tag, an dem er seine Rede über die Todesstrafe bei der Beratung des Strafgesetzbuches hielt — durch. Bismarck wußte sofort, was er zu tun habe. Er hatte eine neue Unterredung mit König Wilhelm, um ihm vorzustellen, in dieser Frage hätten bisher die deutschen Interessen nicht die gebührende Berücksichtigung gefunden. Die Spanier, eine Nation von 17 Millionen, hätten wie wir selbst ein dringliches Interesse an der Erhaltung des Friedens und könnten bei einer europäischen Verwicklung ein bedeutsames Gewicht in die Waagschale werfen. Das Zünglein an der Waage könne sich im kritischen Augenblick danach einstellen, ob wir wissen, daß Madrid ein Freund oder ein Feind ist. So bedrängt, blieb dem König nichts anderes übrig, als seinem Kanzler die begehrte Antwort zu geben, sobald ein Hohenzollernprinz eine Neigung zeige, die Krone anzunehmen, werde er dieser Neigung keinen Widerstand entgegensetzen. Kaum hatte Bismarck diese Antwort aus Wilhelm herausgelockt, so gab er sie — am 29. Mai — an den Fürsten Karl Anton weiter, mit der Aufforderung, der Erbprinz oder einer seiner jüngeren Brüder möge sich die Dankbarkeit Spaniens und Deutschlands verdienen. (Bismarck Ges. Werke 6 b No. 1557). Mit diesem Brief schickte er Bucher nach Nauheim zum Fürsten Karl Anton. Bismarck hatte vollkommen richtig gerechnet. Obwohl Karl Anton sich mit seinem Sohne, dem Erbprinzen, nicht in Verbindung setzen konnte, gab er sofort, am 31. Mai die Antwort, er wisse mit absoluter Sicherheit, daß dieser zu jedem Opfer bereit sei, wo es, wie im vorliegenden Falle, durch das Staatsinteresse verlangt werde; Bismarck möge die Verhandlungen mit Madrid wieder aufnehmen. Mit dieser Antwort kehrte Bucher nach Berlin zurück, und schon am nächsten Tage, am 1. Juni, schrieb Bismarck an Marschall Prim, es sei ihm gelungen, dem Erbprinzen und seinem Vater zu beweisen, daß ihre ursprünglichen Befürchtungen und Besorgnisse über das Projekt und die Zustände in Spanien unbegründet seien. Um die endgültige Lösung zu beschleunigen, möge Salazar (der spanische Hauptadvokat der Hohenzollern-Kandidatur und Vertrauensmann Prim's) nach Berlin kommen (Dok. 143 p. 163).

Aber der Kurier, der diesen Brief zu Prim brachte, nahm noch einen zweiten Brief Bismarcks vom 1. Juni nach Madrid mit. Er war an den preußischen Gesandten, Baron von Canitz, gerichtet und enthielt einen Rüffel schärfster Art. Canitz hatte sich nämlich wiederholt gegen die Hohenzollern-Kandidatur ausgesprochen und erhielt nun die Zurechtweisung, in einer solchen Frage, die in die allgemeine Politik eingreife, müsse er die Entscheidung der Zentrale überlassen, bei der die Verantwortung liege. Diese Zurückweisung wurde noch durch die Mahnung verschärft, der Gesandte solle bei seiner Berichterstattung



jederzeit die Interessen des Preussischen Staates im Auge behalten, eine Mahnung, die dem Gesandten unterstellte, daß er diese Interessen bisher vernachlässigt habe; das mußte ihn aufs schwerste verletzen und reizte ihn zum heftigen Protest (Dok. 145 und 181, p. 163 und 184). Über seine eigene Haltung sagt Bismarck: Der König sei noch zu keiner Entscheidung zwischen den politischen Gründen für die Annahme und seiner Sorge für das persönliche Wohl des Prinzen gekommen; für ihn selbst in seiner amtlichen Stellung seien die politischen Erwägungen ausschlaggebend, und als amtlicher Berater des Königs erhalte er diese aufrecht bis zur Entscheidung S. Majestät.

Canitz mag kein hervorragender Diplomat gewesen sein; Bismarck sagte in seiner rücksichtslosen Art zu Versen, man habe ihn nach Madrid geschickt, weil ein so unzulänglicher Mann da am wenigsten Unheil anrichten könne (p. 270). Aber in der Frage, die dieser Differenz zu Grunde lag, hatte Canitz Recht und Bismarck Unrecht. Gegenüber den Berichten von Salazar, Bucher und Versen, die auch der alte Wilhelm zu sehr „couleur de rose“ fand, hielt Canitz daran fest, daß die Spanier keinen fremden Prinzen auf ihrem Königsthron sehen wollten. Vielleicht der bezeichnendste Charakterzug des spanischen Volkes sei seine Abneigung gegen alles Fremde, die Verachtung von allem, das nicht spanisch sei. Es sei mehr als waghalsig, sich auf die Armee als dauernde Stütze eines fremden Prinzen gegen den Prinzen von Asturien, (den minderjährigen Sohn Alfons der vertriebenen Königin Isabella) zu verlassen. Die Regierung Prim hätte längst alle moralische Autorität verloren und werde täglich unfähiger, zu regieren (Dok. 55 p. 98). Wenn spätere Entwicklungen die Grundlage für eine Beurteilung geben können, so traf Canitz' Voraussage in allen Teilen zu. Als nach Erledigung der Hohenzollern-Kandidatur ein italienischer Prinz Amadeo im November 1870 auf Betreiben von Prim zum König gewählt worden war, fiel Prim bereits im Dezember einem — nie gesühnten — Attentat zum Opfer. Regierungen und Cortez-Mehrheiten wechselten beständig, der Bürgerkrieg brach 1872 aus, und bereits im Februar 1873 legte Amadeo die schmerzhaft drückende Krone nieder. Hingegen der Prinz von Asturien, der 1875 der spanischen Republik mit Hilfe des Heeres ein Ende machte, regierte als König Alfons unangefochten bis zu seinem Tode 1885. Nichts spricht dafür, daß die Entwicklung anders verlaufen wäre, wenn statt des Italieners Amadeo der Preuße Leopold auf dem Thron gesessen hätte.

Man kann nicht umhin, bei dem Maulkorb, den Bismarck seinem Gesandten in Madrid anlegte, an den Brief zu denken, den der preussische Botschafter in Paris, Graf Robert von der Goltz, im Dezember 1863 während der Schleswig-Holstein-Krise an Bismarck richtete: „Der König muß in der Lage bleiben, Ihnen sein Vertrauen en pleine connaissance de cause zu bewahren. Wenn dagegen die Gesandten durch eine Art Terrorismus... gehindert werden, ihre Ansicht auszusprechen, so ist der König nicht mehr en pleine connaissance de cause... Dies ist zwar nicht die parlamentarische, aber auch nicht die monarchische Regierung, sondern die Diktatur des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten.“ Zweifellos war auch im Falle von Canitz das Motiv Bismarcks, dem König Informationen vorzuenthalten, die ihn in seinem Widerstand gegen die Kandidatur bestärken konnten.

Da Salazar im Augenblick nicht nach Deutschland reisen konnte, schickte Bismarck Lothar Bucher Anfang Juni zum zweiten Mal nach Madrid. Diesmal ohne Wissen des Königs, der recht ungehalten wurde, als er es erfuhr. Wir müssen hier eine Frage berühren, die seit jeher den Historikern schweres Kopfzerbrechen gemacht hat. Im Jahre 1876 veröffentlichte der spanische Historiker Pirala in seiner *Historia Contemporánea* ein Schriftstück, das er für einen Instruktionsbrief Bismarcks an Bucher hielt, der dazu bestimmt gewesen sei, dem Marschall Prim oder einer anderen spanischen Vertrauensperson vorgelegt zu werden. Diese Deutung gründete sich auf den Inhalt des Dokuments, der vollständig mit Bismarcks von da ab befolgten Taktik übereinstimmt. Er empfiehlt nämlich, seine Person ganz aus dem Spiel zu lassen, da er nicht offiziell engagiert sei. Er hätte dem König beigestanden, nicht in seiner Eigenschaft als Ministerpräsident oder Minister des Auswärtigen, sondern als Mann des königlichen Vertrauens. Er gibt auch bereits den Rat, den er später selbst befolgt hat: wenn Frankreich Lärm schlägt, werde man einfach die Gegenfrage stellen, ob Frankreich der spanischen Nation und einem deutschen Privatmann ihre Entschlüsse vorschreiben wolle (Fester I, 88). Dieser Brief hat sich weder in den Akten des Auswärtigen Amtes gefunden, noch in den — allerdings nur mangelhaft durchforschten — spanischen Archiven. Ein strikter Gegenbeweis gegen die Existenz des Briefes ist das allerdings nicht, wie der Herausgeber mit Recht bemerkt. Die Frage bleibt nach wie vor offen.

Auf jeden Fall stimmt Bismarcks Taktik von diesem Zeitpunkt an genau mit den Rezepten des umstrittenen Briefes überein. Nachdem er die Briefe vom 1. Juni an Prim und Canitz abgesandt hatte, begleitete er seinen König nach Ems zu einer Begegnung mit dem Zaren Alexander II. Von da zog er sich sofort wieder nach Varzin zurück, wo er bis zum 12. Juli blieb, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, in dem es sicher schien, daß der Krieg bevorstand. So lange er in Varzin war, enthielt sich Bismarck wieder nach Möglichkeit jeder amtlichen Tätigkeit mit der Begründung, daß er eine Karlsbader Kur mache und keine Chiffre bei sich habe. Seine spärlichen Telegramme und Briefe (Dok. 168, 172, 173, 174, 201, 211), bezeugen durchweg sein Bestreben, aus der Sache, die er in Gang gebracht hatte, von nun an herausgelassen zu werden. Am 11. Juni schreibt er an seinen Stellvertreter im Auswärtigen Amt, den Unterstaatssekretär von Thile, die Preußische Regierung habe mit der Sache nichts zu tun. Thile muß bei dieser Instruktion einigermaßen überrascht gewesen sein, aber als an Gehorsam gewöhnter Beamter machte er sie sich in dem Maße zu eigen, daß er am 4. Juli dem französischen Geschäftsträger Lesourd — allerdings „visiblement embarrassé“ — antworten konnte, das Auswärtige Amt wisse absolut nichts von der Sache, die für es nicht existiere. Nicht jeder vermochte sich schnell in die neue Taktik zu finden, vor allem nicht König Wilhelm. Das zeigt sich sehr plastisch bei einem Brief Thiles an Bismarck vom 10. Juni, in dem er über eine Audienz beim König berichtet, und in den Randbemerkungen, die der Kanzler auf diesen Bericht setzte (Dok. 191, p. 190). Der König spricht sein Mißfallen darüber aus, daß die spanische Sache hinter seinem Rücken und ohne seine Autorisation wieder belebt werde. Sein, des Königs Standpunkt sei, wie er nicht zu sagen brauche, unverändert. Er wolle nicht befehlen, ja auch nur wünschen, daß ein Hohenzollernprinz die spanische Krone annehme; freilich wenn dieser in seinem



Innern eine deutliche Berufung dazu fühle, dann wolle er ihm nicht im Wege stehen. In jedem Fall verlange er, daß nichts hinter seinem Rücken geschehe. Thile möge Bismarck schreiben, der König wünsche über alles informiert zu werden, was Salazar entweder mündlich *oder schriftlich* mitbringe, bevor irgend eine Aktion unternommen werde. Bei „schriftlich“ bricht Bismarck in die Randbemerkung aus „das übertrifft alles“, und an den Schluß des Satzes setzt er die ironische Frage: „Also wünscht S. M. die Angelegenheit mit offizieller königlicher Einmischung behandelt zu sehen?!“ An dem Ende des ganzen Berichts schreibt der Kanzler: „Die ganze Affäre ist nur möglich, wenn sie die beschränkte Sache der Hohenzollernprinzen bleibt, sie darf nicht in eine preußische Angelegenheit umgewandelt werden; der König muß imstande sein, ohne zu lügen, zu sagen: ich weiß nichts davon.“ Wahrlich eine harte Zumutung für einen betagten königlichen Herrn, der Wert darauf legte, für einen untadeligen Gentleman zu gelten, und dem man es ansah, wenn er log.

Thiles Brief ist auch interessant wegen des Lichtes, das er auf die persönlichen Beziehungen von König und Kanzler wirft. Bismarck war es keineswegs gleichgültig, wenn er in Gegensatz zu seinem „alten Herrn“ geriet, und besonders, wenn dieser ihn auf Schleichwegen ertappte. Er wußte aber stets so viel Ausreden und plausibel klingende Erklärungen, daß Wilhelm am Schluß nachgab. Andererseits hatte der König die größte Sorge, nicht mit seinem Kanzler in Konflikt zu kommen. So trägt er Thile ausdrücklich auf, Alles zu vermeiden, was Bismarcks Laune verderben oder seine Nerven irritieren könnte. Bei dieser Einstellung ist es kein Wunder, wenn in aller Regel der starke Wille des Kanzlers über den schwächeren des Königs siegte.

Die weitere Entwicklung der Angelegenheit ist bekannt und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Die neue Publikation zeigt indes, daß bei der früheren Veröffentlichung mancher Urkunde bedeutsame und bezeichnende Sätze ausgelassen worden sind. So fehlt in dem ergreifenden Brief des alten Königs aus Ems vom 21. Juni, mit dem er dem Erbprinzen die Genehmigung zur Annahme der Kandidatur „sehr schweren Herzens“ gibt, ein wichtiger Absatz. Nach dem Satz: „Du hast einen Entschluß gefaßt, den Du früher, nach meiner Überzeugung, vollbewußt mit Recht zurückgewiesen hast“, heißt es im Original weiter: „Jetzt betrachtest Du die politischen Ansichten, die in diesem Winter von dem Minister Graf Bismarck vorgebracht worden waren, als gerechtfertigt und unwiderleglich vom staatsmännischen Gesichtspunkt. Wäre das meine Ansicht von vornherein gewesen, so hätte ich nicht Deine damalige Zurückweisung der spanischen Krone so entschieden gebilligt.“ (Dok. 203, p. 197). Der König hält also bis zuletzt seinen Widerspruch gegen die Bismarcksche Auffassung aufrecht; gerade darum ist der Satz bei der früheren Publikation durch Zingeler weggelassen worden.

Dann kam der Übermittlungsfehler in einem Telegramm Salazars, der die Vertagung der Cortez und damit die Vereitelung der geplanten Überraschung Frankreichs zur Folge hatte. Bismarck war außer sich darüber und ordnete sofort eine strenge Untersuchung an, wo der Fehler vorgekommen sei (Dok. 225, p. 210f, N° 232, p. 215). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist die Entzifferung in der Gesandtschaft in Madrid fehlerhaft gewesen (Dok. 254, p. 233).

Aus dem späteren Inhalt der Akten sei nur noch ein Telegramm erwähnt, das Bismarck am 10. Juli aus Varzin an den preußischen Botschafter in Lon-

don, Graf Bernstorff, richtet. Darin bittet er, ihm den Legationsrat von Krause zuzusenden, dem er eine zeitweilige geheime Mission zgedacht habe. Wir wissen, was diese „geheime Mission“ war. Wenige Tage nach dem Kriegeausbruch erschien von Krause bei dem Chefredakteur der Londoner „Times“ Delane und übergab ihm den von Benedetti eigenhändig geschriebenen Entwurf eines französisch-preussischen Bündnisvertrages, der Frankreich den Erwerb von Belgien und Luxemburg in Aussicht stellte. Zweifellos hatte Krause diese Urkunde von Bismarck erhalten. Man wird aber auch annehmen dürfen, daß der Kanzler ihm die Instruktionen gegeben hat, aufgrund deren er Delane in den Glauben versetzte, daß der Entwurf aus der jüngsten Zeit stamme, während er tatsächlich dem September 1866 angehört.

Was lehren uns nun diese so lange der Wissenschaft vorenthaltenen geheimen Akten? Sie machen es über jeden Zweifel klar, daß Bismarck die leitende und treibende Kraft der ganzen Hohenzollern-Kandidatur war, die ohne ihn nie zustande gekommen wäre. Alle anderen, der König, der Kronprinz, die Hohenzollernprinzen und die Generäle, die offiziellen und die geheimen Agenten waren nur die Schachfiguren, die er nach Belieben hin- und herschob. Die technische Meisterschaft und die persönliche Überlegenheit, die er hierbei bekundete, kann man nur aufs höchste bewundern. Aber das ist gewiß nicht alles und für die historische Betrachtung nicht das Wesentliche. Dr. Gooch, dessen Objektivität von keinem Historiker bezweifelt und von keinem übertroffen wird, faßt im Vorwort das Ereignis in die Worte zusammen: „Bismarck offenbart sich als der Realpolitiker, der bereit war, zu lügen und einen großen Krieg zu entfesseln, um sein politisches Ziel zu erreichen...“

Welches war das politische Ziel, das Bismarck mit dem ganzen Manöver verfolgt hatte? Niemand, der ihn kennt, wird glauben, daß ihm an der Königskrone für die Familie Hohenzollern-Sigmaringen das Geringste gelegen hätte. Auch die historische Reminiszenz an den Glanz des Habsburger Hauses „zur Zeit Karls V.“ klingt unbismarckisch, wenn sie auch eine Entschuldigung für den französischen Minister Gramont liefert, der sich am 6. Juli im Corps législatif dagegen verwahrte, daß „eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setze und dadurch das europäische Gleichgewicht zum Nachteil Frankreichs störe.“ Hingegen muß Bismarck mit seinem durchdringenden Weitblick zweifellos gewußt haben, daß die spanische Kandidatur notwendig zu einem Zusammenstoß mit Frankreich führen würde. Daher seine in diesen Akten immer wieder zu Tage tretende Sorge, sie vor Napoleon geheim zu halten. Wenn er trotz dieser Voraussicht die Kandidatur mit seiner ganzen Energie betrieb, so ist der Schluß unabwendbar, daß dieser Zusammenstoß ihm in diesem Zeitpunkt willkommen war. Selbstverständlich ist von diesem Wunsch, wie Gooch zutreffend hervorhebt, in seinen Briefen und Telegrammen keine Spur zu entdecken. Niemand wird einem Meister der Diplomatie wie Bismarck zutrauen, daß er sich eine solche Blöße geben könnte.

Fest steht, daß Bismarck einen deutsch-französischen Krieg seit Jahren für unvermeidlich hielt. Das hat er Karl Schurz im Januar 1868 mit aller Bestimmtheit gesagt und hinzugesetzt: „Nach meiner Berechnung wird diese Krise in etwa zwei Jahren eintreten.“ Später hat er den Gedanken eines Präventivkrieges grundsätzlich mit der Begründung zurückgewiesen, man



müsse es der göttlichen Vorsehung überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit des Krieges aus dem Wege räumen werde (Reichstagsrede vom 6. Februar 1888). Aber das war in seinem Alter, als er alles, was er erreichen wollte, längst in die Scheuern gebracht hatte. In den Jahren 1868 bis 1870 dachte er noch nicht so; da hielt ihn kein Gedanke an die göttliche Vorsehung davon ab, einen Krieg, den er für unvermeidlich hielt, in dem Zeitpunkt zum Ausbruch zu bringen, der ihm den Sieg versprach.

Daß Bismarck tatsächlich so dachte, bezeugt der Mann, der bei all seinen Manövern seine rechte Hand war, Lothar Bucher. Er hat die spanische Thronkandidatur kurz und bündig als eine Falle für Napoleon III., oder wie er ihn nannte, „Badinguet“ erklärt und keinen Zweifel daran gelassen, daß Bismarck ihm diese Falle gestellt hat. Der Einwand, daß Bucher seinen Chef mißverstanden haben könnte, wird von diesem selbst widerlegt in dem oben angedeuteten Satze in dem Briefe am Prim vom 11. April: „Ich habe die Angelegenheit Herrn Bucher anvertraut, der weiß, *welches meine Gedanken sind*.“ Bucher war ganz der Mann dazu, auch die unausgesprochenen Gedanken seines Herrn und Meisters zu erkennen. Der gleichen Auffassung war offenbar auch Major von Versen. Sein Tagebuch berichtet am 19. Juni, daß Fürst Karl Anton ihm und Bucher gegenüber oft Bedenken geltend machte, ob die Kandidatur nicht vielleicht zu Komplikationen mit Frankreich führen werde. Darauf platzte Versen heraus: „Bismarck sagte, das ist gerade das, worauf er warte (what he is looking for).“ Bucher suchte diese Feststellung durch die Behauptung abzubiegen, Bismarck habe ihm gegenüber oft Napoleons Abneigung gegen einen Krieg betont. Wenn Karl Anton dadurch im Augenblick beruhigt wurde, so mußte er doch bald einsehen, daß er, während er zu schieben glaubte, in Wahrheit geschoben wurde. Der Gesandte F. M. von Radowitz berichtet in seinen Erinnerungen, daß der Fürst ihm im Juni 1871 von der Thronkandidatur sprach „mit einem überraschenden Groll gegen Bismarck, dem er vorwarf, daß er die Thronkandidatur nur in der Absicht und Voraussicht aufgebracht, respektive ausgenutzt habe, um daraus den Kriegsfall gegen Frankreich zu gewinnen.“ (Bd. I, S. 228). Ebenso dachte einer der Minister, die bei dem Diner vom 15. März 1870 Bismarck sekundiert hatten, Rudolf Delbrück, sein Hauptmitarbeiter in der deutschen Frage. Hans Delbrück bezeugt, daß der ihm nahe verwandte Staatsmann „gar kein Hehl daraus machte, daß er die Politik Bismarcks in dieser Zeit als provokatorisch für die Franzosen ansah.“ (Weltgeschichte Bd. V, S. 282). Es sei erlaubt, noch die Stimme des Mannes, der in die Falle gegangen ist, nach einem in den Geheimen Akten enthaltenen Bericht des Botschafters in Paris, Graf Harry Arnim, vom 14. Januar 1873 (Dok. 307, p. 257) hinzuzufügen.

Einige Tage nach dem Tode Napoleons sagte der spanische Botschafter in Paris Olozaga zu seinem deutschen Kollegen, jetzt dürfe er über Dinge sprechen, über die er bisher Stillschweigen bewahrt habe. Er habe, aufs schwerste beunruhigt durch die Gefahren, welche die Kandidatur Leopolds über sein Vaterland heraufbeschworen, am 7. Juli 1870 eine Audienz beim Kaiser dazu benutzt, ihn zu fragen, ob der Friede nicht durch den Rücktritt Leopolds gesichert werden könne. Napoleon sei durch diese Frage aufs höchste überrascht worden und habe geantwortet: „Diese Frage tut Ihrem Patriotismus Ehre, aber sie ist nicht sehr schmeichelhaft für meine Intelligenz. Es ist klar, daß

der Friede gesichert wäre, wenn die Hohenzollern-Kandidatur aus dem Wege geräumt würde. Aber wie können Sie glauben, daß Graf Bismarck, der Alles dies de longue main eingefädelt hat, um uns zu provozieren, sich diese Gelegenheit entgehen läßt?“ Diese Äußerung Napoleons ist natürlich kein Beweis für die wirklichen Absichten Bismarcks, aber sie zeigt, welche Ziele und welche Taktik man dem rücksichtslosen, energischen und immer erfolgreichen preußischen Staatsmann im anderen Lager zutraute.

Dr. Gooch, der die Staatsräson für die Religion der meisten Staatsmänner aller Zeiten hält, findet es seltsam, daß Bismarck sich so viel Mühe gegeben hat, seinen Anteil an dem Zustandekommen eines Kampfes zu verheimlichen, der ihm die Dankbarkeit seiner Landsleute eingebracht und das von Preußen beherrschte Reich zur stärksten Militärmacht der Welt gemacht hat. Nun, solange der alte Wilhelm lebte, konnte Bismarck nicht daran denken, der Welt zu erzählen, wie er seinen König schachmatt gesetzt hat. Zudem ist nicht zu vergessen, daß er sich besonders nach 1879 auf die Kreise stützte, deren Anschauungen man mit dem Schlagwort „Thron und Altar“ zusammenfaßte, zu dem der nackte Machiavellismus schlecht paßt. Überhaupt verträgt ein Volk, das sich bei einem der größten Ereignisse seiner Geschichte gerühmt hatte, der unschuldig Angegriffene zu sein, es schwer, wenn es aus dieser Illusion gerissen wird. Es gehört ein langer zeitlicher Abstand dazu, um nicht nur zu begreifen, sondern auch zu empfinden, daß die geschichtliche Wahrheit wichtiger und würdiger ist als die schönste patriotische Legende.

## DAS TANZSONETT

Wenn ich wie ein geprügelter Hund über die Felder ging,  
vom Duft der Nacht berauscht und saurem Weine reichlich voll,  
die gelbe Mondlaterne in den Zweigen hoher Pappeln hing,  
und meine Seele war vom Grillenchor, von tausend Liedern toll.

Ein Federwisch und Wirtshausschild, das schwer im Winde schwankte.  
Ein Trunkenbold, genährt von saftigen Wunschkapaunen. —  
Um meinen Schädel Moos und Farn und rote Kresse rankte.  
Und trunken lauschend dem Gespräch geschwätziger Alraunen:

Weh uns und allen denen, deren Herz verschüttet und versteint!  
Hier ist ein Mensch, der weiß, warum er weint. —  
Das letzte, das er aß, war Haferschleim und rote Grütze.

Sein Leib ist wund und seine Hosen sind zerfranst.  
Seht, welch ein Mensch — — — er wendet sich und tanzt  
und taumelt kindlich lallend in die allerärgste Pfütze.

*Jesse Thoor*

Entnommen der Sammlung *Jesse Thoor, Dreizehn Sonette*, die W. Sternfeld mit einer Porträtskizze Thoors von Ludwig Meidner im Verlag der Eremiten-Presse, Stierstadt/Ts. herausgibt.



## Georg Lukacs und der Realismus

Bei Thomas Hobbes findet sich die Bemerkung, der Lehrsatz des Euklid bleibe nur deswegen unangefochten, weil er niemandes Ehrgeize, Interessen oder Wünsche beeinträchtige. Wäre er „dem Vorteil derer, die am Ruder sitzen zuwider, so würde er schon längst entweder bestritten oder unterdrückt worden sein.“ Wer diese Behauptung für eine zynische Übertreibung halten wollte, irrte sehr. Sie verrät im Gegenteil handfestes Wissen um die Beziehung zwischen Idee und Gewalt, ein Wissen, das zwar immer von den Inhabern der Macht unterdrückt wurde, das aber dennoch die Politik mitbestimmt hat, bis es in unseren Tagen, reichlich überschätzt, in die sogenannte große ideologische Auseinandersetzung zwischen Ost und West einging. Verloren war es zwischendurch nur im deutschen Bürgertum, das, teils aus Gründen der protestantischen Erziehung, teils aus einer Art politischer Debilität glauben konnte, edle Ideen und schaurige Taten hätten nichts gemein. Daß, wer „im Dienst der guten Sache“ stand, nicht nur seinem Ideal, sondern auch der Wirklichkeit gegenüber verantwortlich war, schien allzuvielen eine unverständliche Zumutung. Dabei verriet schon dieses Unverständnis seine soziale Herkunft nur allzudeutlich. Es kam aus der Unterschätzung des realen Bindegliedes, ohne das Ideen Luft und Wirklichkeiten tote Sachen bleiben, aus der Vernachlässigung der Person. Das deutsche Bürgertum hatte aus einer ganzen Reihe widriger Umstände seine individualistisch-freiheitliche Überlieferung vergessen oder sie noch nicht gebildet.

Daraus ergab sich die beispiellose Naivität, mit der es in den extremen Kollektivismus hineinschlitterte. Sie war nicht nur beim großen unpolitischen Haufen zu finden, auch bei den überzeugten Nazisten und bei überzeugten Antinazis besonders der Rechten. Daß der Nationalsozialismus noch immer ein offenes Problem für uns ist, rührt zum guten Teil davon her. Die Katastrophe hat nicht alle darüber belehrt, daß Ideen ständig wirkende Politica sind und daher persönlich zu verantworten. Marx kannte seine lieben Deutschen wohl, als er ihnen klar zu machen versuchte, daß die Idee zur materiellen Gewalt wird, sobald sie die Massen ergreift. Sie haben es bis heute nicht verstanden und halten die Binsenwahrheit für Zynismus oder kommunistische Propaganda.

Was soll man mit so einem Volk in der gegenwärtigen Auseinandersetzung anfangen, die weithin so geführt wird, als handle es sich um den Widerstreit guter und böser Ideen und nicht um die Verbindung von Idee und Gewalt auf beiden Seiten, eine tagtägliche Auseinandersetzung also, in der eben „Wirklichkeit“ und „Idee“ nicht getrennt sind?

Die Unterscheidung von Idee und Wirklichkeit hat für die Theorie gewissen heuristischen Wert. Dieser Wert verwandelt sich in Unwert, wo die Unterscheidung zum Maßstab praktischen Denkens oder Handelns gemacht wird. Denn dann kann sie nur zur Verachtung der Wirklichkeit, oder zur Mißachtung seelisch-geistiger Werte führen. In beiden Fällen versehrt sie die

leibhaftige Menschenwelt. Doktrinarismus und Gewaltherrschaft bedingen einander; sie kommen zum Zuge, wo das personale Zwischenelement die Unterscheidung betont, statt sie in sich aufzuheben. Bekanntlich geschah das in jüngster Zeit zweimal mit verheerenden Folgen. In Rußland und Deutschland, während die atlantischen Völker und die Westslawen prinzipiell davon frei blieben, was natürlich nicht heißen kann, es sei bei ihnen alles in bester Ordnung. Das Gefährliche am Eintritt Deutschlands in die antibolschewistische Abwehr liegt gerade in dieser Gemeinsamkeit begründet. Nun erst wird der Konflikt mit einem Element belastet, das ihm bisher fremd war. Dem Widerstreit von Common Sense und Doktrinarismus hängt sich ein anderer Zug zum Doktrinären an, wohl nicht ausschließlich zum Nutzen des Westens, dem er nützen soll und will. Die Frage nach dem Erfolg bleibt offen, doch wird man sagen dürfen, der werde sie für sich entscheiden, der über dem törichten Ruf nach einer Ideologie des Westens die Realität nicht versäume.

Eine Realität ist das Vorhandensein hoher intellektueller Potenzen im kommunistischen System. Sie wird im Westen häufig durch den Wunsch verdeckt, daß es sie nicht geben dürfe, weil sie als Beweis gegen unsere „Idee“ dienen könnten. Daß der große Dichter Brecht ein Kommunist war, konnte eine Gesellschaft nicht zugeben, die gleichzeitig übersah, daß der viel kleinere Kolbenheyer ein Nazi (gewesen) ist, und ihn honorierte. Natürlich darf sie auch nicht zugeben, daß der kommunistische Literaturhistoriker Georg Lukacs ein großer Gelehrter ist, wenn sie den Herrn Nadler für die Verteidigung des Abendlandes in Anspruch nimmt.

Auf der anderen Seite verfährt man nicht besser, was auch nicht zu erwarten stand, was aber zugleich ein böser Trost wäre, wollten wir uns davon abhängig machen oder gar, wie es geschieht, unser Wunschenken damit rechtfertigen. Innerhalb des kommunistischen Systems gehören die bedeutenden Intellektuellen zu den Echtheitsgaranten einer ausbleibenden besseren Zukunft. Im europäischen Westen werden sie eher als Beweise für eine halbtote Vergangenheit genommen. In Wirklichkeit sind sie, *was sie sind*, hier und heute, wenn sie auch ihrem Ruf zuliebe ihre Leibhaftigkeit einschränken müssen.

Und hier waltet der entscheidende Unterschied. Es ist leichter, seine Haut hier zu Markte zu tragen als im Kommunismus. Wenn die Deutsche Rundschau Pascual Jordan kritisiert, fährt der in seiner Beschäftigung fort; greift aber, sagen wir, die Neue Deutsche Literatur Ernst Bloch an, so muß er um seine Freiheit fürchten. Dieser Unterschied wird auch nicht dadurch verwischt, daß uns Bloch lieber ist als Jordan und wir unserer Revue ein wenig mehr Wirksamkeit wünschten und der NDL erheblich weniger. Hier scheiden sich die Geister, hier trennen wir auch das, was Lukacs ist, von dem, was er vertritt. Freilich differenzieren wir dabei nicht Idee und Wirklichkeit, sondern versuchen, sie zu einander in Beziehung zu setzen, sie aufeinander zu relativieren. Wann und wo er was vertritt und unter welchen Umständen, wollen wir wissen, nicht was die abstrakte Idee oder die abstrakte Wirklichkeit sei. Mit anderen Worten: Wir wollen Lukacs realistisch betrachten und dabei nicht vergessen, daß unser eigener Standpunkt keiner ist, von dem aus die Welt aus den Angeln zu heben wäre.



Diese unsere Einschränkung haben wir Lukacs voraus. Für ihn ist der archimedische Punkt, was er „Sozialismus“ nennt. Da er seine Stellung vor vierzig Jahren bezog und freiwillig nicht von ihr lassen wollte, waren diese vierzig Jahre mit den strapaziösesten Bemühungen erfüllt, die Linie zu halten. 1885 zu Budapest geboren, erfuhr Georg von Lukacs kurz vor dem Ersten Weltkrieg entscheidende Anregungen in Heidelberg. Die beiden Brüder Weber, Gundolf, George, Rickert wären zu nennen, vor allem aber die Erkenntnis der merkwürdig schizoiden Verfassung des kulturellen Lebens in Deutschland. Lukacs selbst sucht, Lebensphilosophie und Neukantianismus meidend, Zuflucht bei Hegel. Ihm widmet er später eines seiner gelungensten Bücher („Der junge Hegel und die Probleme der kapitalistischen Gesellschaft“), in dem er ihn nicht, wie Dilthey, aus der Religion, sondern aus der schwäbischen Sparsamkeit erklärt. Übrigens eine Gegenüberstellung, die den Religionssoziologen interessieren könnte. Als Lukacs' Arbeit über „Geschichte und Klassenbewußtsein“ 1923 erscheint, die ihm ein für alle Mal einen hervorragenden Platz unter den marxistischen Theoretikern sichert, lebt er schon im Exil. In Bela Kuns ungarischer Räteregierung, 1919, war er kaum auf seinem Ministersessel warm geworden, als der Spuk ein Ende fand. Ähnlich erging es ihm 1956 in der ersten Regierung Nagy, deren Kulturminister er war. Dem zweiten Amt folgte eine mehrmonatige Deportation nach Rumänien, dem ersten die Exiljahre bis 1945, in denen Lukacs in Wien, Berlin und Moskau (seit 1931) als großer Anreger die literarischen und philosophisch-politischen Diskussionen befruchtete. Sein archimedischer Punkt war in all den vielen Jahren umstritten. „Geschichte und Klassenbewußtsein“ kam auf den Parteiindex. Seiner geistigen Statur nach gehörte Lukacs viel eher in die Reihe der im Kreml minder geschätzten Theoretiker, wie Struve, Kautsky, Luxemburg, Plechanov, als in die Gruppe, die den Leninismus-Stalinismus „machte“. Dennoch vermochte er sich zu halten, und zwar ohne daß jemals eine Klage über seine persönliche Lauterkeit zu vernehmen gewesen wäre. Es gibt in der an Enthüllungen reichen Literatur ehemaliger Kommunisten und Verfolger unseres Wissens kein Wort, das Lukacs menschlich belastete, wiewohl seine Maßstäbe eindeutig totalitär sind.

In „Geschichte und Klassenbewußtsein“ steht der Satz, Kultur- und ideologische Fragen seien der organisierten Arbeiterschaft nicht ins Bewußtsein gedrungen. Wir dürfen annehmen, daß der Autor damit seinen persönlichen Ansatz umschrieb, an dem er seitdem gearbeitet hat. Die Spaltung von Idee und Wirklichkeit kam nicht bloß im Bürgertum, sie kam auch im Proletariat vor und war eine ernste Gefahr für die Entwicklung der marxistischen Theorie, die ja nicht bloß ein Beiwerk der Revolution, sondern der gedankliche Ausdruck der Revolution selber sein sollte. Hier einzusetzen, konnte für einen enttäuschten Intellektuellen, dem es nicht genügte, in das Lächeln der Augen einzugehen zu sein, in der Tat sinnvoll erscheinen. Und richtig strotzen Lukacs' Schriften von Belehrungen der eigenen, zu engen Genossen, denen er aus seinem Fundus immer neue Beweise ihrer Unzulänglichkeit unter die Nase hält.

Wie wählt er aus und was läßt er gelten? Der oberste Grundsatz für die Beurteilung lebender Autoren ist deren Stellung gegenüber dem Kommunismus,

früher Weltrevolution, jetzt „Weltfriedenslager.“ Wer ihn (sie, es) nicht in Bausch und Bogen ablehnt, kommt in Frage; wer groß ist, kann in Frage kommen, weil unter Umständen widrige Verhältnisse ihn daran gehindert haben, den rechten gesellschaftlichen Ort zu finden; wer groß war und schon zum unverlierbaren Schatz der europäischen Literatur gehört, wird in jedem Fall eingemeindet. Soweit ich sehe, fehlen nur Kleist und Gogol in der Reihe der Anerkannten. Tschernyschewskij wird überschätzt, wohl weil Lenin unter seinem Eindruck stand. Doch ist man nicht kleinlich, der Fabier Shaw und der „Sozialist“ Thomas Mann werden zum „Weltfriedenslager“ gezählt.

Diese simple, von mir überspitzt dargestellte Methode hat ihre Grenzen da, wo die literarische Qualität in Frage steht. Lukacs übersieht, wie gerade seine jüngste Schrift, „Wider den mißverstandenen Realismus“ (Hamburg 1958, Claassen), ausweist, keineswegs, wie medioker der größte Teil der kommunistischen Gegenwartsliteratur ist. Und er läßt sich sein Urteil nicht durch andere Umstände korrumpieren, etwa dadurch, daß einer als Akademiepräsident oder dergleichen sich hervortut. Der andere Vorzug der Methode scheint mir zu sein, daß durch das kritische Medium Lukacs die europäische Überlieferung ins Blickfeld einer Öffentlichkeit kommt, die ihrer dringend bedarf. Alle Schriften von Lukacs wägen das Aesthetische reiflich, ja umständlich ab. Sie vermitteln Information, auch wo sie heruntersetzen, bekämpfen, abwerten. Dies als Untergrabung des Systems hinzustellen, wäre dennoch verfehlt. Wahrscheinlich stärkt es das kommunistische Regime mehr als die doch zum Scheitern verdammten Versuche ängstlicher Isolierung. Dasselbe gilt für die Ausweitung des marxistischen Begriffes vom Klassenkampf, die Lukacs in jener ersten Schrift vorgenommen hat, und in seiner Darstellung dessen ausführt, was er den „deutschen Irrationalismus“ heißt („Die Zerstörung der Vernunft“, 1954). Dort stellt er soziologisch richtig, doch marxistisch falsch fest, daß die widervernünftige Tendenz, die durch die Weltwirtschaftskrise an die Macht kam, auch erhebliche Teile der Arbeiterklasse ergriffen hatte. Sie zersetzte und kompromittierte die „alte Überzeugung“, eine vernünftige historische Entwicklung führe durch richtig geführte Kämpfe zur vollständigen Befreiung der Arbeiterklasse. Hier läßt er unbezweifelbar seine Theorie der Realität folgen, statt, wie sonst, umgekehrt in diesem Buch, den dargestellten Sachverhalt ihr anzupassen. Konsequenter befreit er in seiner letzten Schrift die Vernunft aus den Fesseln des Klassenbewußtseins, wenn er schreibt: „Der Fatalismus kann sowohl religiös wie pseudowissenschaftlich gedacht werden; die Macht der Vernunft in der Welt, die Verantwortlichkeit des Individuums für die Folgen seiner Entscheidung, erträgt gerade so gut die Verankerung in einer Theodizee wie in einer materialistisch fundierten Gesellschaftslehre.“ Damit erweist Lukacs dem Kommunismus einen großen Dienst, er verbreitet seine Basis, indem er unhaltbare Positionen preisgibt; aber es kann sein, daß der Kommunismus das nicht bemerkt.

Der Sinn für Kontinuität und Tradition, den Thomas Mann Lukacs nachrühmte, verbindet sich also dem weltrevolutionären Vorhaben auf sehr dienliche Weise. Darüberhinaus ist seine Stimme für uns von unschätzbarem Wert, die wir nicht an der antiquierten Gegenüberstellung von Kapitalismus und Sozialismus festhalten und uns auch nicht damit aufzuhalten brauchen, eine



Ideologie des Weltfriedenslagers zurechtzuzimmern. Wir sind in der glücklichen Lage, die Ergebnisse der Kritik, die er aus seiner Position heraus gewonnen hat, unter einem anderen Gesichtspunkt zu verwerten. Wie lauten diese Ergebnisse?

In seiner „Zerstörung der Vernunft“ kritisiert Lukacs an Max Weber dessen subjektivistische Konstruktion von Idealtypen: „Das Aufstellen von rein konstruierten ‚Idealtypen‘ betrachtet Weber als eine Zentralfrage der Aufgaben der Soziologie. Nur von ihnen aus ist nach Weber eine soziologische Analyse möglich. Diese Analyse ergibt aber keine Entwicklungslinie, sondern nur ein Nebeneinander der kasuistisch gewählten und geordneten Idealtypen. Der nach der Art von Rickert in seiner Einmaligkeit gefaßte, in Gesetzmäßigkeit nicht eingehende Gesellschaftsablauf selbst hat einen unaufhebbar irrationalistischen Charakter, obwohl für die rationale Kasuistik des Idealtypus das Irrationale das ‚Störende‘, die ‚Abweichung‘ ist.“ Damit werde die gesellschaftliche Wirklichkeit subjektivistisch aufgelöst, und die sozialen Tatbestände erhielten eine exakt scheinende, realiter äußerst verschwommene Kompliziertheit. Solche Kritik, deren Berechtigung hier nicht zu untersuchen ist, erschließt das Lukacs'sche Verfahren. Auch bei ihm spielen Typen eine überragende Rolle, ja, man kann sagen, daß die Literaturkritik des Bolschewismus ohne die Vorliebe Lukacs' für Typen nicht vorstellbar sei. Er hat sie aus dem Heidelberg von 1913 in das Moskau von 1933 verpflanzt. Bei dieser Umsiedlung änderte sich nichts als der Standpunkt. Das subjektivistische Element war nicht länger die „Willkür“ des freien Forschers, sondern die des gebundenen Parteitheoretikers. Sie vermochte, da sie den Funktionswandel, dem selbst solche Kategorien wie Fortschritt, Dialektik, Gesellschaft unterliegen, nicht einbezog, noch weniger als Max Webers Idealtypus, die Wirklichkeit nachzubilden. Diese entscheidende Schwäche zeigt sich in dem fast 700 Seiten starken Band über den Irrationalismus, wie in dem Buch über die Arten des literarischen Realismus. Freilich stört weniger das Nebeneinander als das konstruierte Hintereinander, das in der Realität nicht so vorhandene Nacheinander der Lukacs'schen „Typen“, wie seine Zuordnung des „Typischen“ zur kommunistischen Theorie überhaupt.

Die Ergebnisse, ob sie nun Dickens oder Novalis, Scott oder Heinrich Mann, Goethes Faust, Stefan George oder den historischen Roman betreffen, haben gerade durch diese Typisierung etwas von dem, was Lukacs der größte Greuel ist: Sie schillern zwischen Subjektivität und Objektivität, weil der Autor die Theorie einmal als die sich entfaltende Geschichte „objektiv“ nimmt, dann wieder sie als Maßstab subjektiviert. Besonders in der Kritik der Lebensphilosophie und ihres Einmündens in das offene Problem des Nationalsozialismus stammt viel scharf Beobachtetes und zweifellos Richtiges aus einem Verständnis, das innerer Verwandtschaft entspringt, wenn es auch nicht angeht, zu behaupten, Lukacs setze an die Stelle des „Lebens“ einfach den Diamat. — Wiewohl auch das Kommunist-Sein ein Nacherleben ist, das man dem der „deutschen Innerlichkeit“ wohl gegenüberstellen könnte, von der Identifizierung von Leben und Erlebnis, die da vor sich geht, ganz zu schweigen. — Am meisten leiden die Einzelbilder unter diesem Subjektivismus, während die Gesamtanlage des Weges von Schelling bis Jünger und die Beschreibung der politischen Landschaft, durch die er führt, bei allen Einschrän-

kungen hinsichtlich der mitunter peinvoll linearen Beweisführung einen großen Wurf darstellen. Was Lukacs zeigt, ist im Grunde die Isolierung des deutschen Denkens von der Welt, das, was *wir* den Abfall von der zivilen Tradition, das Aufbegehren gegen die westliche Überlieferung nennen. Wie aktuell das Thema noch immer ist, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, daß ein ungarischer Kommunist es aufgreifen muß, während die in aller Freiheit tätige westdeutsche Sozialwissenschaft es im Ganzen außer acht läßt. Hier liegen also unbestreitbare Verdienste, die es ins Bewußtsein zu heben gilt.

Ähnlich verhält es sich mit den literatursoziologischen Texten. Ausgehend vom weltanschaulichen Gegensatzpaar Fatalismus und Glaube an die Vernunft, wie es ihm in der Frage Vermeidbarkeit oder Unvermeidlichkeit des Krieges aktuell erscheint, plädiert Lukacs für die Unterscheidung der Literaturen nach ihren Tendenzen (im weitesten Sinne): „Was unbedingt vermieden werden muß, ist gerade das, was in der bürgerlich-avantgardistischen Kunsttheorie die führende Rolle zu spielen pflegt: die Scheidung der Wege im Formalen, vor allem in der Schreibweise, in der literarischen Technik, in der unmittelbar technischen Formgebung zu suchen.“ Um seinen Standpunkt zu begründen, führt er aus, daß Joyce und Th. Mann, wenn sie die Technik des Monologs verwenden, dennoch etwas ganz Verschiedenes wollen, nicht auf die technische Übereinstimmung, sondern auf „das zu gestaltende Weltbild im Werk“ komme es an. Der Realismus aber sei nicht ein Stil unter anderen, sondern die Grundlage jeder Literatur. „Das Gesellschaftlich-Geschichtliche mit allen Kategorien, die daraus folgen, läßt sich von ihrer (der realistischen Literatur) Wirklichkeit, im Sinne Hegels, von ihrem Sein an sich, von ihrer ontologischen Wesensart . . . nicht ablösen.“ Es geht um die Grundfrage, ob der Mensch ein *zoon politicon*, ein auf das Zusammenleben angewiesenes Wesen oder von Natur einsam, ein nur beiläufig in Vervielfachung auftretendes Geschöpf sei.

Der aristotelischen Auffassung ordnet Lukacs den bürgerlich-kritischen Realismus zu, der anderen den Avantgardismus und die Dekadenz, wobei er das Wort dekadent im scheußlichen Sinn von „entartet“ gebraucht. Die realistische Literatur sei die „treue Widerspiegelung der objektiven Wirklichkeit“, indem sie die konkreten und die abstrakten Möglichkeiten des Menschen in ihrer realen Widersprüchlichkeit und Verbundenheit darstelle. Die anti-realistische Literatur bleibe in den abstrakten Möglichkeiten stecken, weil sie die soziale Verbundenheit als Nebensache betrachte oder sie leugne oder gar abschaffe. Die Abschaffung der Wirklichkeit ist natürlich ein Hirngespinnst, und so kommt es zum Doppelleben, wie es in der Tat Benn und andere nicht erst zur Hitlerzeit proklamiert haben. Das Innere des Menschen ist ohne Beziehung zum Äußeren, der Einsame ohne Beziehung zur Gesellschaft, die Idee des Menschen aber ist, im Gegensatz zur fremden Realität, die Angst. Nun ja, man kennt das.

Abseits der zu „klassischen“ Forderung, die Literatur müsse widerspiegeln, rührt Lukacs an ein paar wichtige Fragen. Die erste lautet, ob Literatur noch etwas mit Mitteilung zu tun habe. Nur der Solipsist wird sie verneinen. Die zweite zielt auf die Beziehung zwischen den antirealistischen Richtungen und dem Sieg der politischen Unvernunft in Deutschland und überhaupt. Sie



scheint mir die wichtigste. Lukacs hat in einer Schrift über Thomas Mann die moderne Musik, die psychologische Literatur und den Expressionismus als Ausdruck der imperialistischen Dekadenz behandelt und die Frage bejaht. Dort heißt es zum Beispiel über Arnold Schönberg, er mache sich „mit der Rückforderung seines ‚geistigen Eigentums‘, der Musik Adrian Leverkühns lächerlich. Denn die Originalität der im Faustus-Roman gestalteten Musik ist keineswegs die Atonalität an sich, sondern der allgemeine Charakter der neuesten Musik als konzentriertem Ausdruck der geistigen und moralischen Dekadenz . . . Komponist oder Musik, die vergnügt im Sumpfe der Dekadenz herumplätschern, denen nichts ferner steht, als ein tragisches Zuendeführen ihrer Tendenzen, die mit dem tragischen Ausgang der Kunst und der Persönlichkeit Adrian Leverkühns — mit Recht — nichts zu tun haben wollen, scheiden sich selbst automatisch aus der geistigen Welt, die Thomas Manns Werk erweckt, aus. Denn Rang und Niveau dieses Werkes ist gerade durch seinen tragischen Ausgang bestimmt: Dadurch erhebt sich die Gestalt Adrian Leverkühns einsam und doch repräsentativ aus dem geschwätzigen Chor der heutigen Dekadenz.“

Abgesehen von dem Lob, das für den Realisten Thomas Mann abfällt, könnten diese Zeilen aus jeder beliebigen reaktionären Ecke unseres Kunstbetriebes kommen. Was ficht ihn an, den Cheftheoretiker der kommunistischen Kultur?

Lukacs' Urteil entstammt der Verwechslung des Realismus mit realistischer Tendenzkunst, wie sie, künstlerisch oft unbefriedigend von Arnold Zweig und Döblin aber auch von Werfel in Teilen ihrer Werke gepflegt wurde. Der Realismus, den Lukacs auch die Revolte des Humanismus genannt hat, kennt derartige „Ausscheidungen“ nicht. Die „vergnügt im Sumpfe der Dekadenz herumplätschern“ gehören in seine heutigen Werke, wie zu Balzacs Zeiten die Damen der Salons. Ein Realismus, der sie ausschiede, wäre nicht mehr kritisch, sondern eben das, was Lukacs zu verteidigen trachtet, sozialistischer Realismus.

Mit anderen Worten: Ein Urteil wie das über Schönbergs Musik verrät die immanente Unterscheidung zwischen der Wirklichkeit des Realismus und der Idee, die Lukacs davon hat. Eine bedauerliche Entdeckung, an die zu glauben schwerfällt, weil eine so hohe Intelligenz wie die von Lukacs über derartige Grundfehler eigentlich erhaben sein müßte. Beruht doch seine Kritik an der Avantgarde gerade auf deren Negation der Wirklichkeit. Wie etwa dort, wo er, Andersch zitierend, die abstrakte Kunst als die Antwort der Kunst auf die totalitäre Bedrohung gelten läßt und hinzufügt, daß dies die Antwort von Flüchtenden sei. Denn nicht, so schreibt er an anderer Stelle, daß der Avantgarde die „Verzerrtheit als Normalzustand des Menschen, als formbestimmendes Prinzip, als einzig angemessener Inhalt der Kunst“ erscheint, gibt den Ausschlag. Entscheidend ist, was aus der Einbeziehung des Verzerrten in die Kunst entsteht: „Es fragt sich nicht: soll all dies nicht dargestellt werden? Es fragt sich bloß: soll dabei stehen geblieben werden?“

Aber wieder müssen wir einwenden, ob dies wirklich die Frage ist. Kein Zweifel: Was sich heute in marktgängiger Isoliertheit als Avantgarde aus gibt ist vielfach gestrig, eine Romantik, die sich zur ersten so verhält wie Carl Schmitt zu Adam Müller. Ebenso gestrig ist die Schönfärberei, das Leugnen der Angst im Sozialistischen Realismus. Es liegt jedoch nicht in unserem

Belieben, dabei stehen zu bleiben. Wir sind im Grunde schon darüber hinaus. Lukacs sieht das nicht, weil er, theoretisch eingespannt in eine überwundene ökonomische Alternative, die Entwicklung der Psychologie nicht verfolgt hat. Er kennt keinen Unterschied zwischen Verfolgungsangst, Verdrängungsangst und Angst vor eigenen unterdrückten Trieben. Er sieht auch nicht, daß die Angstvisionen in der Literatur sich geändert haben und mehr und mehr Angst um die Möglichkeiten geordneten Zusammenlebens ausdrücken als Ängste der „Geworfenheit“.

Der Dreiertakt, in dem diese Wandlung sich in den letzten fünf Jahrzehnten von der gedanklichen Vorarbeit der Kernspaltung über die technische Herstellung zur Debatte über die soziale Einbettung des neuen Mittels vollzogen hat, ist ihm nicht aufgefallen. Es blieb Georg Lukacs auch verborgen, daß die antirealistische Literatur ihren Höhepunkt in der Ungewißheit der gedanklichen Anfänge der neuen Zeit hatte, und daß jetzt die Auseinandersetzung notwendig auf das Soziale zusteuert. Die Innerlichkeit, die Einsamkeit, nützten sich ab, der „Führer“, das Idol einsamer Entschlüsse, hat sich abgenützt. Bann nützt sich ab, Heidegger nützt sich ab; aber auch die Mär vom „Dritten Rom.“

Was heraufkommt, wissen wir nicht; aber wenn wir die politischen Zeichen richtig deuten, etwa die Theologenwirtschaft in der Parteipolitik, so scheinen sich die Massen intensiver als zuvor um feste Positionen zu gruppieren. Im Gegensatz zu den 20er Jahren erfolgt diese Gruppierung nicht im Zeichen der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“ nicht gegen die Gesellschaft, sondern aus ihr und in ihr. Wer sagt uns, daß Herbert Marcuse nicht recht hat, wenn er trotz starker Bedenken die Ankunft einer nichtverdrängenden Zivilisation für möglich hält? Eine Zivilisation, in der die Vernunft mehr Spielraum hätte als heute schon, eine Zivilisation, der realistische Literaten auf die Beine helfen?

## WIND UND SAND

*Bei einem Luftangriff  
auf das tunesische Dorf  
Sakiet Sidi Jussef wurden  
am 8. Februar 1958  
75 Menschen getötet.*

Der Sand ertrinkt im Wind,  
so klirrt noch Lachen auf, fliegt Haar,  
legt einer Früchte aus,  
zählt Münzen auf der flachen Hand,  
liegt rot das Kreuz im Zielvisier,

so rot, so weiß  
wie Schutt, der auf die Schulbank stürzt,  
so schwer, so leicht  
wie Haar, das über Steine rinnt,  
klinkt eine Hand die Bomben aus,

ertrinkt der Wind im Sand,  
so krallt ihr Mund die Schreie  
hilflos in die Luft,  
löscht Sand die Stimmen,  
die der Wind nicht trägt.

*Andreas Donath*



## René Schickele und Badenweiler

Badenweiler, ein kleiner Kurort am Südwesthang des Schwarzwaldes, auf halbem Wege zwischen Freiburg und Basel und etwa auf gleicher Höhe mit Mülhausen gelegen, zeichnet sich durch eine seit Römerzeiten berühmte Thermalquelle und durch eine landschaftliche Umgebung aus, die, bei bestrickenden Einzelheiten, als Gesamt von in sich ruhender, klassischer Vollkommenheit ist. Man hat das sanft gehügelte Vorland des Schwarzwaldes vor sich, dann die weite Rheinebene und als Hintergrund den edel geschwungenen Gipfelzug der Vogesen. Ein gesegnetes Klima leiht Formen, Farben und Flora dieser Landschaft einen Abglanz des Südens, der sich in keiner anderen Gegend so weit nach Mitteleuropa hinein erstreckt wie hier: man spürt den „römischen Hauch“, den Stefan George dem Rhein nachsagt. Nie sieht der Schauende sich der ungebärdigen „Natur“ gegenüber, dem Wildwuchs, der chaotischen Formlosigkeit, dem Drohenden des Ungestalteten, sondern er weiß sich in eine arkadische Kulturlandschaft versetzt. Der wohlige Reiz des vom Menschen Bewältigten (in dem sich andeutet, daß das Dasein bei gutem Willen durchaus zu bewältigen ist), die stete Nähe aller guten Gaben der Erde, des Weins, des Obstes, des Korns, und überdies der Blumen und Bäume, leiht dieser Landschaft etwas Kunsthaftes. Das alles gilt für das Elsaß und gilt für das südliche Baden, die beide, wie die Nordkantone der Schweiz, vom gleichen Volksschlag bewohnt werden: den Alemannen, deren Sprache, ein selbständiges Idiom neben dem Hochdeutschen gleich dem Plattdeutschen, in mannigfachen Abwandlungen am West- wie am Ostufer des Rheins und, nach Süden hin, fast bis zum Gotthard gesprochen wird.

Man hat bisweilen die Landschaft um Badenweiler, das „Markgräfler Land“, mit der Provence, mit Italien verglichen, ohne freilich damit ihrem Wesen gerecht zu werden — wie denn der erste gültige Widerhall, den jene Landschaft in der deutschen Literatur fand, ein Gedicht des Romantikers Justinus Kerner, mit den Zeilen anhebt:

Sei mir begrüßet, Badenweilers Au,  
Ein Stück Italiens auf deutschem Grund...

Dem sei, wie ihm wolle: bedeutsamer dürfte es sein, in der oberrheinischen Landschaft die ideale Landschaft der europäischen Mitte zu begreifen, als dasjenige Gebiet, das Frankreich und Deutschland verbindet und überdies an die freie Schweiz grenzt, an das drei Rassen und drei Sprachen umfassende politische Gebilde mithin, in dem das erhoffte geeinte Europa seit Jahrhunderten in kleinem Maßstab verwirklicht worden ist, und das in seiner Verfassung die lebensfähigen Elemente des mittelalterlichen „Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation“ getreulich bewahrt hat, welche Feststellung Ricarda Huch zu danken ist.

„Nach Avignon ist es nicht weiter als nach München, nach Marseille nicht weiter als nach Berlin“ — mit dieser gutgelaunten verkehrstechnischen Feststellung deutet René Schickele einen der Gründe an, die ihn zur Übersiedelung gerade nach Badenweiler bewogen — René Schickele, der, als Elsässer geboren,

sich als Franzose fühlte, in deutscher Sprache schrieb, aber als Europäer dachte und handelte. Hier, in dieser Landschaft, der Kelten, Römer und Alemannen ihr Gepräge gegeben haben, fand Schickele, nach Benno Reifenbergs Wort „ein erregter Mensch, von dem Erregung ausging“, nach Jahren der Unruhe, des Wanderns, des Schweifens und Reifens für ein Dezennium das, was ihm als Heimat galt und gelten mußte. Es war keine zufällige Wahl; denn alle Gegebenheiten, geographische, ethnologische, politische, optische und menschliche, trafen hier zusammen und sprachen mit lebendigen Stimmen zu seiner Substanz. Ihm folgte die ihm als Mitarbeiterin und Mitstreiterin verbundene Annette Kolb, und „im Bunde der dritte“ war Wilhelm Hausenstein, der, Alemanne und Europäer, Schickele und Annette Kolb seit langem menschlich und geistig nahe, oftmals als Gast bei beiden weilte und mit Fug der „Gruppe in Badenweiler“ zugezählt werden muß.

Auf diese Weise war das kleine Badenweiler für eine Reihe von Jahren, vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Einbruch der braunen Unratflut des Nazismus, nicht nur der Aufenthaltsort dreier bedeutender Schriftstellerpersönlichkeiten, sondern zugleich die reinste und geistigste Pflegestätte des europäischen Gedankens auf deutschem Boden. Das nun freilich darf nicht so verstanden werden, als habe sich dort eine Manifeste schleudernde Propagandazentrale aufgetan. Die Wahrung und Förderung dessen, was René Schickele, Annette Kolb und Wilhelm Hausenstein als geistiges und politisches Ziel vorschwebte, fand zwar einen Niederschlag in dem, was sie an Literarischem und Polemischem veröffentlichten, wirkte sich jedoch vor allem durch ihr lebendiges Beispiel und die ausstrahlende Kraft ihrer Individualitäten aus. Wie Benno Reifenberg berichtet, hat Schickele es abgelehnt, sich aktiv politisch zu betätigen. Die streitbare Annette Kolb hat in ihren politischen Bemühungen und Unternehmungen, die bereits vor 1914 einsetzten, vor allem nur deswegen geringe praktische Erfolge gehabt, weil sie, Aristokratin in äußerer Erscheinung und Lebensstil, sich einzig an Diplomaten hielt — diese nun aber, Franz Blei weist in einem gehaltvollen Essay über die Kolb darauf hin, sind in unserer Zeit das schwächste Glied in der Kette internationaler Beziehungen. Einzig Wilhelm Hausenstein, dem nach Art und Wesen dem Anschein nach am wenigsten dazu Geschaffenen, darf eine stille und fruchtbare aktive politische Tätigkeit nachgerühmt werden, als er die Bundesrepublik als deren erster Nachkriegsgesandter in Paris vertrat.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, zu untersuchen, auf welche Weise diese und jene schöpferische Persönlichkeit dazu gelangte, sich an einem bestimmten Ort anzusiedeln; auf welche Weise menschliche Bindungen, freundliche Zufälle, das Verlangen nach Erfüllung alter Sehnsüchte die Wahl beeinflussten — und wie, vielleicht, im Letzten eine Wahlverwandtschaft sich auswirkte, eine Entsprechung seelisch-geistiger Strukturelemente mit den Gegebenheiten der erkorenen Ortschaft und Landschaft.

Daß es René Schickele, den Sohn eines elsässischen Vaters und einer französischen Mutter, die nie im Ernst hat Deutsch lernen wollen, verlockte, sich gerade in Badenweiler anzusiedeln, hatte, wie bereits gestreift, seine Ursache nicht zuletzt in der ruhevoll-innigen Schönheit des weiträumigen Landschaftsbildes, das sich ihm von der Höhe seines Hauses aus darbot: „Es lag am Rande des Hochwaldes und blickte über die Rheinebene auf die Vogesen.“ Jener



„Blick auf die Vogesen“, nach Frankreich hinein, „la vue de la Terre Promise“, besaß für ihn die Doppelbedeutung des grüßenden und sehnenden Hinüberschauens nach der ihm versagten Kindheitsheimat und des optischen und geistig-seelischen Überschreitens und damit Auslöschens einer Grenze, die zwar ihre politisch-organisatorische Berechtigung, jedoch einzig diese, hat. „Sein Herz trug die Liebe und die Weisheit zweier Völker“: so lauten Kasimir Edschmids Worte auf dem Schickele-Gedenkstein zu Badenweiler. Jene Liebe und Weisheit nun aber hätten sich auch an jedem anderen Ort am Schwarzwaldhang zwischen Karlsruhe und Basel entfalten können. Daß Schickele sich für Badenweiler entschied und dort sogleich heimisch wurde, ist dem Maler Emil Bizer (1881 — 1957) zu danken. „Wir sprachen nicht viel, aber vom ersten Tage an gingen wir nebeneinander her wie Freunde, die Wege und Waldwinkel ihrer Kindheit aufsuchen.“ In Bizer, dem der alten Goldschmiedstadt Pforzheim entstammenden Alemannen, trat Schickele der Mensch gewordene Geist der oberrheinischen Landschaft entgegen. Der stille, vornehme Künstler mit dem ausdrucksvollen, von einem schärferen und unerbittlicheren Griffel als dem des Lebens nachgezeichneten Gesicht, dem die reinsten und gütigsten Bildgestaltungen dieser Landschaft zu danken sind, war zur Zeit jener ersten Begegnung zwar noch nicht zu der Höhe seiner letzten Schaffensphase aufgestiegen. Er huldigte damals einem individuell abgewandelten Spätimpressionismus mit expressiven Einschlügen; die großartig klar konturierten und gebauten, farbig kraftvollen Bilder seiner Spätzeit, die, von einer schwerblütigen Lyrik erfüllt, monumental ohne Gewaltsamkeit, die Metaphysik der Landschaft sichtbare Gestalt werden ließen, lagen noch in weiter Ferne. Wohl aber — und Bizers Liebe zu Frankreich, zu Paris und zur Provence, trat hinzu — besaß er damals schon jene lautlos wirkende, durch menschliche Güte und schöpferische Einsicht gesteigerte Kraft der Persönlichkeit, die ihn für Jahrzehnte zum „getreuen Eckart“ Badenweilers werden ließ und die Freunde zu gewinnen vermochte, nicht nur unter Malern und Dichtern. Die Möglichkeit steten Umgangs mit Emil Bizer (der zudem, als seit langem ortsansässig, in allen mehr praktischen Dingen die Wege ebnen konnte) dürfte Schickeles Entschluß bei der Wahl seines neuen Wohnorts wesentlich beeinflußt haben.

Schickele, vor fünfundsiebzig Jahren, 1883, in Obernai geboren, in Straßburg aufgewachsen, früh mit stürmischen, jungen Versen und mit einer das Elsässertum leidenschaftlich betonenden, deutsche und französische, dem Elsaß entstammende oder dort ansässige Schriftsteller vereinigenden Zeitschrift in das literarische Leben eingetreten, seit seinem 21. Lebensjahr mit Anna, der Schwester des Schriftstellers Hans Brandenburg, verheiratet (der heute wieder das Haus in Badenweiler bewohnenden Wahrerin und Walterin seines Erbes), hatte nach unruhvollen Jahren literarischer und journalistischer Tätigkeit 1914 die Leitung der Zeitschrift „Die Weißen Blätter“ übernommen, des Organs der „Jungen“. Unter Mitarbeit von Annette Kolb, Heinrich Mann, Franz Werfel, Theodor Däubler, Johannes R. Becher, Gustav Landauer, Carl Sternheim u. a. m. wurde, bei antimilitaristischer und pazifistischer Haltung, eine Mobilisierung des Geistes für die Politik angestrebt. Da man die Zeitschrift während des Ersten Weltkrieges als ein wichtiges Instrument deutscher Kulturpropaganda erachtete, wurde die Schriftleitung 1916 in die Schweiz ver-

legt, wohin das Ehepaar Schickele mit seinen beiden Söhnen übersiedelte, froh, den Schikanen der wilhelminischen Polizei entronnen zu sein. 1917 folgte ihnen Annette Kolb. Zusammen mit dem Grafen Harry Kessler entfalteten sie eine fruchtbare, unerschrockene Tätigkeit als Mittler und Vorbereiter der kommenden Friedenszeit; eine freundschaftliche Verbindung zu Romain Rolland spann sich an.

Schickele, geliebt, gepriesen und befehdet, galt in jenen Jahren als einer der markantesten Vertreter einer jungen deutschen Literatur, als einer der Bannerträger des Expressionismus. Ohne an den Übersteigerungen und Gewaltsamkeiten jener Bewegung teilzuhaben, wovor ihn sein Sinn für solides literarisches Handwerk bewahrte; ohne bedingungslos in den taumelnden Umarmungsruf „O Mensch!“ einzustimmen, wovor ihn die französische *clarté* und *lucidité* seines Denkens bewahrte, galt er seiner bewegten, ausdruckstarken und dennoch federnd eleganten Prosa wegen als beispielhaft. Thomas Mann kennzeichnet Schickeles Art folgendermaßen: „Die Natur ist bei ihm nicht todernst wie bei Giono und Ramuz, sie droht niemals, sie lächelt oder lacht sogar: es ist Pans-Gelächter, und Pan bläst die Flöte dazu. Diese Natur verträgt Witz, Esprit, Grazie; alles Naturhafte bei Schickele, die Jahreszeiten, die Blumen, die gegründete Erde, die Wölbung des Himmels gewinnen etwas Bewegtes und Tänzerisches. — Der epische Strom besteht aus lauter Strudeln und Wirbeln. Es ist ein Brio in dieser Dichtung, wie deutsche Dichtung es selten gekannt hat; dabei ein fester, tiefer und humoristischer Blick für das Böse und Dämonische, für das menschlich Unheimliche, verbunden mit einer Zartheit und Süßigkeit der Empfindung . . . Seine Sprache ist immer etwas wie ein Hochzeits-Carmen zwischen Deutschland und Frankreich, und jedes dunkle und tiefe Wort darin hat Engelsschwingen, welche es schweben lassen.“

Nach dem deutschen Zusammenbruch von 1918 hatten die „Weißen Blätter“ ihre Aufgabe erfüllt, und Schickele legte die Schriftleitung nieder. Er wohnte zunächst in Uttwil auf der Schweizer Seite des Bodensees, bis ihn das Absinken der deutschen Währung zum Suchen nach einem Wohnsitz auf deutschem Boden zwang. In Konstanz, in Überlingen vermochte er nicht Fuß zu fassen; schließlich wurde er durch Freunde, gleichfalls geflüchtete Elsässer, auf Badenweiler und Emil Bizer hingewiesen, vor dessen Tür er eines Herbsttages 1919 erschien. Der Bau des Hauses, das der Stuttgarter Paul Schmitt-henner entwarf, zog sich durch Inflationsnöte bis 1922 hin. Gleichzeitig entstand, vom gleichen Architekten entworfen und unmittelbar neben dem Schickeles gelegen, Annette Kolbs Häuschen, und die Dichterin konnte im Frühling 1923 einziehen. Dabei ereignete sich ein tragisches Mißgeschick. Annettes geliebter Flügel fiel vom Wagen und zerschellte: die Tasten lagen auf der Straße „wie ausgebrochene Zähne“. Aber Freunde sorgten für einen neuen; denn ohne ihren Flügel ist die Biographin Mozarts und Schuberts nicht vorzustellen.

Annette Kolb, geboren 1885, Tochter eines Bayern, Direktors der Königlichen Gärten, und einer Französin, Pianistin und Komponistin, und also, gleich Schickele, mit zwei Heimatländern und zwei Sprachen gesegnet, war in einer kulturgeprägten, gesellschaftlich mannigfach gestuften Atmosphäre zu einer Künstlerin und Kosmopolitin in jenem schönen Sinne herangewach-



sen, der das bessere Europa vor 1914 auszeichnete. Sie hat, gleich Schickele, früh erkannt, daß es „an der Zeit sei, nunmehr statt der Territorien die Qualitäten unserer Nachbarn zu erobern.“ Diesem Gedanken galt ihr literarisches und politisches Wirken; er war die Basis ihrer Freundschaft mit Camille Barrière. Hatte sie in den halbyonischen Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, vor allem durch ihren Roman „Das Exemplar“, eine bezaubernde, unveraltbare Liebesgeschichte voll heiterer Melancholie und Selbstironie, sich Ansehen als Schriftstellerin errungen, so trat sie während des Krieges tapfer für Menschlichkeit und Frieden ein. Als im Frühjahr 1917 bei einer Frontverkürzung im Aisne-Abschnitt auf Befehl der deutschen Heeresleitung viele Quadratkilometer französischen Landes „aus militärischen Notwendigkeiten“ systematisch verwüstet wurden, schrieb sie in gerechter Empörung, daß „militärische Notwendigkeiten hinter moralischen Notwendigkeiten zurückzutreten hätten.“ Unvergessen sei ihr ihr schönes Wort beim Waffenstillstand 1918: „Mein einziger Wunsch ist, Deutschland möge die Welt, die es als Sieger verloren hatte, als Besiegter wieder für sich gewinnen.“

Annette Kolb ist auf zweifache Weise in die Literatur eingegangen: durch ihr schriftstellerisches Werk und als Gestalt in Thomas Manns „Doktor Faustus.“ Sie heißt dort, porträtähnlich gezeichnet, Jeannette Scheurl.

Das „Flatternde, drollig Konfuse“ ihrer Wesensart hat Anlaß zu einer Fülle köstlicher Anekdoten gegeben. Jenseits dessen verkörpert in Annette Kolb sich ein gut Teil des Besten, was im gegenwärtigen Europa an Musischem, Geistigem und Noblem lebendig ist. Wer der zugleich zarten und elastisch-straffen, eigenartig, aber höchst vornehm gekleideten, von der Zeitlosigkeit alles Bedeutenden unwitterten Gestalt der Dichterin je begegnet ist, der versteht sicherlich, daß sie vor wenigen Jahren noch, zu Lebzeiten der Fürstin, für die greise letzte Großherzogin von Baden gehalten und von Fremden in Badenweilers Straßen ehrfürchtig begrüßt worden ist.

Für Annette Kolb wie für René Schickele begann in Badenweiler eine Zeit fruchtbaren Schaffens. „Hier war er ein Lynkeus für Europa, zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt... Das arme Europa, das mehr als jemals gefährdete, ihm galt seine Sorge, sein Glaube, der Glaube eines französischen Deutschen, eines deutschen Franzosen, eines Europäers“ (Thomas Mann).

Schickele gestaltete hier die Romantrilogie „Das Erbe am Rhein“, den Roman „Symphonie für Jazz“, das Zeitbuch „Die Grenze“ und, als Dank und Abschied, sein liebenswertestes Buch „Himmlische Landschaft.“ Annette Kolb schrieb Novellen und Essays, die Romane „Daphne Herbst“ und „Die Schaukel“, den streitbaren „Versuch über Briand“ und das „Beschwerdebuch“.

Unter der großen Zahl der Bizer, Annette Kolb und René Schickele besuchenden Schriftsteller und Maler kommt Wilhelm Hausenstein eine besondere Bedeutung zu, und zwar sowohl um der besonders engen freundschaftlichen Bindung an die in Badenweiler Ansässigen als um des Ranges seiner geistigen Leistung und seiner Persönlichkeit willen. Wilhelm Hausenstein (1882 — 1957), geboren in Hornberg im Schwarzwald, aufgewachsen in Karlsruhe, mit einer Belgierin verheiratet, ist der breiteren Öffentlichkeit vor allem dadurch bekannt geworden, daß der Bundespräsident Theodor Heuss ihn, den nach 1933 Verfolgten, Gedemütigten und mit Schreibverbot Belegten, als

Botschafter nach Paris schickte, um die schwierige, für ihn als „Außenseiter“ doppelt schwierige Aufgabe des Anknüpfens und Ausgestaltens neuer politischer, wirtschaftlicher und kultureller Verbindungen durchzuführen. Was der zartgliedrige, vornehme Mann mit dem noblen, rassigen und zugleich durchgeistigten Kopf als Gesandter geleistet hat, gehört der Geschichte, zumal der Kulturgeschichte an. Als einem Schriftsteller von schöpferischer und gestalterischer Fähigkeit, von hoher, umfassender Bildung und bewundernswerter Weite des Blickfelds und Arbeitsbereichs bei humanistischer, wahrhaft europäischer Haltung und Gesinnung danken wir Hausenstein ein literarisches Werk, dessen Vielfalt, dessen Niveau und geistig-künstlerische Gepflegtheit diesen Autor, den kundigen Verwalter und Ausdeuter des abendländischen Kulturerbes, der zugleich ein lebendig teilnehmender, mit schönem Nachdruck bejahender und verneinender Mensch der Gegenwart war, als eine nahezu vorbildliche Gestalt erscheinen lassen. Hausenstein ist in seinem Europäertum stets bewußt Badener geblieben; seine durchgeführten und durchdachten Schilderungen der badischen Landschaft haben in seinen Reise- und Wanderbüchern (die sich mit Holland, mit Südfrankreich, mit Griechenland, mit den europäischen Hauptstädten auseinandersetzen) stets einen besonderen, herznahen Klang. Seine Erzählungen sind Kabinetttstücke ihrer Gattung, seine Autobiographie „Lux perpetua“ ist eine der schönsten deutschen Selbstdarstellungen; seine mittelnden Ausdeutungen von Werken bildender Kunst, gelehrt, tiefeschürfend und von hinreißender Gepflegtheit der Diktion, machen ihn zu einem der geistvollsten Essayisten und Kunstschriftsteller des neueren deutschen Schrifttums. Seine deutschen Nachgestaltungen französischer Lyrik sind Meisterwerke der Übersetzungskunst: bei seinem letzten Aufenthalt in Badenweiler las er seine Übertragung von Rimbauds „Bateau ivre“.

René Schickele war klug genug, mit seiner Familie schon 1932 Deutschland zu verlassen; er siedelte in die Provence über, schrieb seine beiden letzten Romane „Die Witwe Bosca“ und „Die Flaschenpost“ in deutscher Sprache und fand dann heim ins Französische, die Sprache seiner Mutter und seiner Kindheit. Am 31. Juni 1940 ist er zu Vence gestorben. Am 30. April 1956, an einem trüben, regnerischen, winddurchwehten Spätnachmittag, wurden seine irdischen Reste auf dem dörflichen Friedhof zu Lipburg beigesetzt, den er geliebt hat. Annette Kolb hat Badenweiler im Frühjahr 1934 verlassen. Sie floh in die Schweiz, dann nach Frankreich, um 1940 auf abenteuerliche Weise über Madrid, wo sie mit genauer Not einer Nazifalle entging, nach New York zu gelangen. Bereits 1945, als eine der ersten, kehrte sie nach Deutschland, nach Badenweiler, zurück, das sie am 14. Oktober 1955 zur Ehrenbürgerin ernannte.

Kurz vor der Rückkehr Anna Schickeles wurde in Badenweiler, angeregt durch Emil Bizer, eine „Gesellschaft der Freunde René Schickeles“ gegründet, die es als ihre Aufgabe betrachtet, das Werk Schickeles zu bewahren und in seinem Sinne zu wirken; das Präsidium übernahm Thomas Mann und nach dessen Tode Wilhelm Hausenstein. Die Tagung des PEN-Zentrums der Bundesrepublik in Badenweiler im Mai 1956 fand ihren Höhepunkt in einer Gedenkstunde für René Schickele; Annette Kolb wohnte ihr bei. Die Festrede, eine schöne, aus Erkenntnis des Wesentlichen und freundschaftlicher Einfühlung geborene Würdigung des toten Dichters, hielt Hermann Kesten.



## Wandlungen der Kunstbetrachtung im Zeitalter der Reproduktionen

*Für Hermann Uhde-Bernays*

Ein entscheidendes und vielfach bedenkliches Symptom scheidet die ältere Kunstliteratur von der neueren: der Mensch des Filmzeitalters will nicht mehr lesen, er will sehen. Erörterungen über Kunst interessieren ihn vielleicht als ein Stück brillanter Literatur; doch im übrigen verläßt er sich auf die Reproduktion, und gute wie minder gute Kunstverlage bestärken ihn darin. Die Reproduktionskunst, die farbige wie die nicht-farbige, ist auf einem ungeahnten Höhepunkt angelangt, sagt man. Ein Beispiel: die plastischen Reproduktionen nach dem Verfahren von Aeppli und anderen, die nicht nur die Farben in allen Nuancen wiedergeben, sondern auch den Farbauftrag mit dem Pinsel — und diesen wiederum nicht nur in Lichtern und Schatten, sondern wirklich plastisch, so daß man etwa eine Sonnenblume von Van Gogh nicht nur sehen, sondern auch mit den Fingerspitzen abtasten kann, ohne das Original zu beschädigen. Ein solcher Stand der Reproduktionstechnik, sagt man uns, verändert die Aufgabe der Kunstschriftstellerei ganz entscheidend, zumal wenn man etwa daran denkt, daß Goethes Kunstbetrachtung zu einem beträchtlichen Teil von Kupferstichen abhing, die nach unserer heutigen Anschauung das Original nur höchst unzureichend wiedergaben.

Wir wissen, daß große ältere Meister der Kunstbetrachtung ihre Werke meist ohne Reproduktionen herausgaben: Jacob Burckhardt, Herman Grimm, Carl Justi — übrigens auch, um das Ausland nicht zu vernachlässigen, der vielleicht größte von ihnen: John Ruskin. Illustrationen mochten dazu dienen, eine Gewölbe-Konstruktion, ein Gesims, Ornamente zu erläutern: doch nicht das Kunstwerk selbst. Die gesamte Aufgabe der Kunstbetrachtung nahm der Autor selbst auf seine Schultern, und er hatte guten Grund dazu: er fühlte sich selbst als Meister, und er war ein Meister.

Wir haben unlängst einen Neudruck der berühmten Monographie von Carl Justi, „Winckelmann und seine Zeitgenossen“, zuerst erschienen 1866, in die Hände bekommen; der Verleger dieses Neudrucks in drei umfangreichen Bänden, der Phaidon-Verlag in London und Köln, den wir hier noch mehrfach nennen werden, hat dankenswerterweise das Monumentalwerk ohne alle Reproduktionen nach antiken Bildwerken herausgegeben, wie seinerzeit die Originalausgabe es war; nicht einmal ein Porträt Winckelmanns selbst findet sich darin.

Man wird ein solches heute schon klassisches Werk auch jetzt noch mit Staunen und Bewunderung lesen. Der Autor spricht in der Einleitung nicht ohne Skrupel davon, daß er diesem Werk mehrere Jahre seines Lebens geopfert hat: aber was hat er nicht alles gelesen, gelernt, studiert, zur bildnerischen Synthese zusammengefaßt in diesen Jahren, über alle Gelehrtheit

hinaus! Eine ganze Epoche ersteht vor uns auf, mit ihrer Grandezza, ihrer Feinheit, ihren Lastern, ihrer ungemein gelehrten Leistung. Hier läßt sich neben ihm nur ein Name nennen, der Name Theodor Mommsens, und Justi besteht in seiner ganzen bescheidenen Größe sehr wohl neben diesem unsterblichen Namen.

Man lese nur die Kapitel über die seltsamen letzten Reisen und das finstere Ende Winkelmanns in diesem alten Buch. Der Dichter Gerhart Hauptmann hat in seiner letzten Erzählung den Tod Winkelmanns gestalten wollen, zweifellos in engster Anlehnung an Carl Justi, aber der Tod setzte diesem Versuch ein vorzeitiges Ende, und Frank Thiess beendete das Buch nach den Fragmenten und Entwürfen Gerhart Hauptmanns.

Wenn wir den großen Gerhart Hauptmann (oder Frank Thiess) neben den bloßen „Kunstwissenschaftler“ Carl Justi stellen, so fühlen wir alsbald, wie diesem aus der Fülle der Originaldokumente und Überlieferungen mehr Leben zuströmte, als dem — gewiß größeren — Dichter Gerhart Hauptmann aus dem sekundären literarischen Material, aus dem er schöpfte; oder, anders gesagt: Gelehrtheit, bescheiden, freilich fast grenzenlose Gelehrtheit, wußte mehr von diesem unendlich komplizierten und morbiden Mann, von seinen Wirren, seinen Widersprüchen, selbst seiner Ruhmsucht, seinem tiefen Geheimnis, als die gestaltende Sicht des Dichters: Carl Justis dokumentierte Darstellung ist nicht nur vollständiger, sondern auch wirklicher, psychologisch interessanter, merkwürdiger, zuletzt sogar mehr „gestaltet“ als die des schöpferischen Dichters Gerhart Hauptmann.

Dabei hat Carl Justi auf sein höchst bürgerliches Zeitalter, das leider nicht das Winkelmanns war, alle nur mögliche Rücksicht genommen: er hat den eigentlichen Schlüssel zu den rätselhaften Vorgängen der letzten Monate und Wochen im Leben Winkelmanns und seines finsternen Schicksals überhaupt nicht verwendet — daß nämlich Winkelmann überwiegend homosexuell war und einem abenteuernden Prostituierten, der ein Raubmörder war, in jenem Triester Gasthof zum Opfer fiel. Es ist ganz unmöglich zu denken, daß Carl Justi das nicht wußte. Er wußte es genau.

Sein Endkapitel findet seine Parallele etwa in dem wahrhaft barbarischen Massenmord John Ruskins, der eine unbestimmte, doch sicher sehr große Anzahl Handzeichnungen und Aquarelle des großen William Turner nach dessen Tode vernichtete, damit es nicht bekannt würde, daß dieses Genie in der Tat ein Doppelleben geführt hatte, als hochgeachtetes Mitglied der British Royal Academy und größter Maler Englands überhaupt und aller Zeiten — und als Besitzer und Gast (unter anderem Namen) einer kleinen finsternen Hurenkneipe im Londoner Hafenviertel.

Und doch ist hier ein Unterschied. Ruskins Tat — auf die er noch am Ende seines freilich von Geistesstörungen getrüben Lebens stolz war — hat uns einiger zweifellos unschätzbbarer Kunstwerke beraubt. Carl Justi hat nichts dergleichen getan; sein Winkelmann bleibt ein sonderbarer, abseitiger, erratic, offenbar nervenkranker, interessanter Mann bis ans Ende, obwohl — und vielleicht gerade weil — man das Grundmotiv dieses schrecklichen Endes niemals deutlich hört. Denn Winkelmann starb an sich selbst weit eher als in der würgenden Schlinge und unter den Messerstichen jenes verkommenen Subjektes, in dessen Arme er mit offenen Augen gestürzt war.



Es ist seltsam: nicht nur die Kunst des Dichters Gerhart Hauptmann wird hier durch den Fleiß und die Gelehrtheit des wissenschaftlichen Biographen alten Schlages überflügelt, sondern auch die kunstvolle Belletristik einer neueren Generation von Biographie-Autoren, unter denen André Maurois, Lytton Strachey und Stefan Zweig die großen Namen sind, und deren Bücher, bewußt oder unbewußt, doch immer auf Dramatisierung und auf die interessante psychologische Pointe in einem Menschenleben gerichtet sind. Diesen Größen, in ihrer Art, folgen eine Schar von mehr oder minder begabten Autoren zwischen 1925 und 1958: „Junge Männer und Frauen, die ohne zwingende schöpferische Begabung glauben, es müsse eine nette Sache sein, ein solches Buch zu schreiben, fühlen sich von diesem Genre angezogen, da es sie mit einem fertigen Vorwurf versorgt und keine übermäßige Anstrengung von ihnen fordert; es gestattet ihnen, ihren Empfindungen Ausdruck zu verleihen, ohne daß sie ihre Phantasie allzusehr in Anspruch zu nehmen brauchen“, sagt Sir Harold Nicolson in seinem (jetzt bei Suhrkamp deutsch erschienenen) Essay „Kunst und Biographie“. Sir Harold selbst ist einer der besten heute lebenden Biographen, mit allen neuen Errungenschaften und Tricks der Psychoanalyse und der Soziologie von Sigmund Freud bis Max Weber und Mannheim vertraut — und reicht doch nicht an die ungemein gelehrte Lebensfülle und Lebenserfahrung eines Mannes wie Carl Justi heran, dessen alte Biographie sich wie ein spannender Roman liest, eben weil sie nichts weniger sein will als ein Roman.

Wir haben gesagt, daß sich diese ältere Generation der Jacob Burckhardt, Herman Grimm, Carl Justi und anderer auf die Gabe ihrer eigenen Darstellung verließ, so wenig sie „Belletristen“ etwa im Sinne eines Emil Ludwig sein wollten — sie haben heute noch einen ebenbürtigen Nachfahren in dem alten Hermann Uhde-Bernays — und daß sie Reproduktionen von Kunstwerken in ihren Büchern im allgemeinen verschmähten.

Nach einer weiteren Generation genialer Kunstkenner und inspirierter Registratoren der alten Kunst wie der große, noch lebende Bernard Berenson in Florenz (auch sein Gesamtwerk beginnt übrigens im Phaidon-Verlag zu erscheinen), nach bedeutenden Theoretikern der Stilanalyse in der Kunst, auf die einzugehen hier nicht der Platz ist, kam schließlich das Zeitalter der Reproduktion, das den Text auf die nüchterne Biographie und den kommentierenden Katalog der Werke beschränkte — oder das den geistvollen Kunstessay als reines Literaturwerk einführte und sich im übrigen auf die immer bessere Technik der mehrfarbigen und einfarbigen Wiedergabe von Gemälden verließ. Den großen universellen Aufgaben eines Jacob Burckhardt oder John Ruskin nicht mehr gewachsen, wick es gleichsam nach zwei entgegengesetzten Seiten aus: auf den reinen monumentalen Bilderband mit kargem Begleittext, oder auf den Text selbst als einen auf Hochglanz polierten Essay, der gleichwohl auf die Reproduktion nicht verzichten konnte.

Wir haben hier drei neuere Monumentalwerke zur Hand, die den widerspruchsvollen historischen Prozeß, der zum neuen „Kunstbuch“ führt, ziemlich genau erkennen lassen.

Dieser Entwicklungsprozeß führt einerseits zu dem brillanten dialektischen Traktat eines André Malraux in seinem Werk über Goya (Malraux: „Goya“,

Phaidon-Verlag). André Malraux, der Franzose, der in der vorderen Reihe der gegenwärtigen Weltliteratur steht, ist hier ein Aphoristiker und Dialektiker sehr hohen Ranges. Das Genre ist uns, zumindest in Frankreich, wohl bekannt: es führt von Maurice Barrès' altem „Greco“-Buch von etwa 1900 über die Essays von André Suarès zu Malraux, es liegt innerhalb einer französischen Geistestradi tion, die an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts beginnt. Es ist die ganz subjektive und gleichzeitig ganz reflektive Inspiration eines großen Literaten durch das Werk Goyas, eines Literaten, der hier ebenso sehr sich selbst und sein höchsteigenes Erlebnis in präzisen Thesen und Antithesen und Paradoxen der Formulierung ausspricht wie das Werk des Meisters, den dieser Schriftsteller behandelt. Eine echte Objektivität ist so wenig erstrebt wie die Absicht, dem Leser ein plastisches Bild des behandelten Gegenstandes, der Person eines alten Künstlers, seines Werkes, seiner Entwicklung, seines Schicksals zu geben.

Diese Brillanz des egozentrischen Aphorismus, der Paradoxie, der höchst subjektiven Definition, beinahe nur noch unter dem Vorwand der Monographie eines alten Meisters, ist in dem Werk über Goya von André Malraux wahrhaft blendend. Und doch käme hier kein Gesamtbild von Goya, auch nicht in nur ungefähren Umrissen, zustande, wenn die prachtvollen Reproduktionen des Phaidon-Verlages fehlten.

Stellen wir daneben das Monumental-Bildwerk des Verlages Johannes Asmus in Stuttgart über Goya, so sehen wir an einer mehr oder weniger zufälligen Analogie, wie die Entwicklung ihrem Endpunkt zustrebt: in der Ära Carl Justis las der Mensch Bücher und entwickelte daraus seine eigenen Visionen. In der Ära des Films, des Fernsehens und der neuen, allerdings erstaunlichen Kunstreproduktion will man nicht mehr Bücher lesen, sondern ansehen: es ist eine Art der Bildersprache, die sich zuweilen bis zu den Hieroglyphen der Ägypter zurückwendet.

Die Reproduktionen des Goya-Werkes im Verlag Asmus sind ganz prachtvoll; der Text beschränkt sich im wesentlichen auf eine kurze, nüchterne Biographie Goyas von Xavière Desparmet Fitz-Gerald, auf den beschreibenden Katalog der reproduzierten Werke (beides recht mittelmäßig ins Deutsche übertragen) und auf einige bibliographische Angaben. Der Mittelpunkt ist die Technik der Farb reproduktion, imposant entfaltet auf 36 Tafeln in Großfolio.

Was sollen wir zu dieser Entwicklung von Jacob Burckhardt und Carl Justi bis zu den Reproduktionswerken sagen?

Es ist wahr, daß ein Goethe, und vielleicht auch ein Justi, sich an Kupferstichen oder Stahlstichen orientierten, die ihre Erinnerung an Originalwerke, die sie gesehen hatten, oder die Vorstellung von denen, die sie nicht gesehen hatten, nur gerade benetzten und befruchteten; primitive Photos kamen später hinzu.

Doch seltsam: in der neuen, raffinierten Farbphotographie, dem mehrfarbigen Lichtdruck unserer Zeit wiegt die winzige Differenz zwischen Original und Reproduktion (und diese ist oft gar nicht so winzig) tausendmal schwerer als der weite Abstand zwischen einem mittelmäßigen Kupferstich etwa nach den Fresken Raffaels in den Stanzen des Vatikans und ihrem Original: denn Auge und Sinn des Beschauers waren damals gar nicht darauf gerichtet, daß

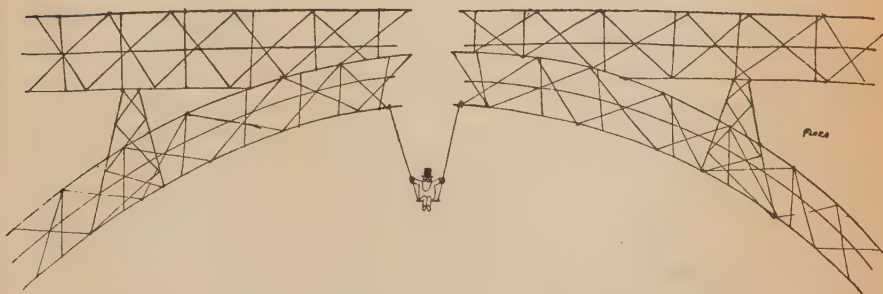


die Reproduktion das Original geradezu ersetzen sollte; sie waren von vornherein auf Erinnerung oder Sehnsucht eingestellt.

Greifen wir schließlich zu dem letzten neuen Monumentalwerk, das uns vorliegt, „Botticelli“ von André Chastel, im Verlag Silvana in Mailand und Andreas Zettner in Würzburg, so sehen wir klar die Schattenseiten. Wir müßten eine Reise nach Florenz machen, um an jeder einzelnen Reproduktion zu beweisen, wie wenig sie, im Format wie in den Farben, ein getreues Abbild des Originals gibt; und doch bedarf es keiner Reise, um mit Bestimmtheit zu behaupten, daß dieser Riesenfolioband, mit zum Teil aufgeklebten Bildchen, keinerlei Begriff von Botticelli gibt. Das wissen wir genau. Der Band ist in Italien hergestellt; bei uns wäre es, in der Ära der Piperdrucke und der Reproduktionswerke des Phaidon-Verlages, kaum noch möglich, dieses Werk durchzusetzen.

Es ist ein weiter Weg zwischen dem Windkelmann-Werk von Carl Justi und dieser Neuerscheinung. Auch war Windkelmann kein schöpferischer Künstler wie Botticelli oder Goya, obwohl er gewißlich an der Schwelle zum schöpferischen Menschen stand; und vielleicht ist es gerade dieses, was uns an dem umfangreichen Werk von Carl Justi so ergreift: wir fühlen sehr deutlich, daß das auch für ihn selbst, Carl Justi, zutrifft. Auch er grenzte, in seiner großartigen Gelehrtheit, bei aller nüchternen, ja pedantischen Akkuratess, schon an den schöpferischen Darsteller, hier vielleicht noch mehr als in seinem berühmteren Werk über Velasquez — eben weil Windkelmann seiner eigenen Natur näherlag.

Die zwei besten dieser Bücher, der Goya von Malraux und der Neudruck von Carl Justi, stammen aus dem Phaidon-Verlag; wir könnten diese Erörterungen nicht würdiger schließen als mit einem Wort des Gedenkens an unseren alten Freund, den Wiener Dr. Horowitz, den Begründer und Eigentümer des Phaidon-Verlages, der erst vor wenigen Jahren in der — damals schon freiwilligen — Emigration starb. Er war ein ausgezeichnete Geschäftsmann als Verleger, ganz gewiß: doch sein großartiges Leben, ganz erfüllt von Schönheit, Größe, Unsterblichkeit der Kunst, stellt ihn selbst, der nie eine Zeile für die Veröffentlichung geschrieben hat, neben Männer wie Carl Justi oder Walter Pater.



...HOFFNUNG

## Zwischen den Linien

### Alfred Döblin zum 80. Geburtstag

Man ehrte Alfred Döblin, der am 10. August achtzig Jahre alt geworden wäre, seit dem Kriege im Grunde nur noch um vergangener Verdienste willen. Er hätte eben seiner Linie treu bleiben müssen wie der andere Dichterarzt, Gottfried Benn. Er hätte den Expressionismus zur Klassizität ausreifen lassen sollen oder wenigstens sonst ein Programm haben müssen. Ohne Programm gibt es in Deutschland keine Gesammelten Werke. Die Herausgabe des Nachlasses wird zwar auch durch den Verzweiflungstod von Frau Erna Döblin erschwert, aber der Resorption des Werkes stehen mehr als akzidentielle Schwierigkeiten entgegen.

Döblins mangelnde „Linientreue“, seine Experimentierlust, seine Sprunghaftigkeit sind Indizien für ein dauerndes Suchen. Er suchte geistigen Rückhalt. Er wuchs als deklassierter Provinzler in Berlin auf und gehörte als Jude ohnehin zu einer bedrohten Minderheit. Die Bettelexistenz der Mutter mit den fünf Kindern im Osten der Stadt bildete ein Trauma. „Es blieb in mir, daß wir, daß ich zu den Armen gehörte“, schrieb er ein halbes Jahrhundert später in Hollywood, wo er wieder Empfänger von Unterstützung geworden war, materieller und geistiger. Die Lebensarbeit Döblins bestand darin, Anschluß zu suchen. In eine Spätzeit hineinwachsend, fand er das Leihhaus der Weltanschauungen gut assortiert und wurde einer der eifrigsten Kunden.

Die häusliche Religiosität war lau, der jüdische Religionsunterricht unregelmäßig, vom protestantischen war Alfred dispensiert. Hebräisch war ihm ein „leeres Sprachgehäuse“. Preußische Professoren vermittelten dem Freischüler die alten Preußentugenden: Fleiß und Gehorsam, Strenge und Nüchternheit. Nichts davon — auser dem Fleiß — schlug Wurzeln. Der Bursche bekam sogar einen antibürgerlichen Affekt. Gleichzeitig wurden die „Bildungsgüter“ offeriert. Goethe lehnte der Schüler als „gar zu wohltemperiert“ ab. Gerhart Hauptmann, Stefan George, Thomas Mann galten ihm als „Götzen der Bourgeoisie“. Kleist und Hölderlin wurden seine „geistigen Paten“. Aber — heißt es in der „Schicksalsreise“ — „sie konnten mich nicht führen“. Döblin begann 1902, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen, Medizin zu studieren. Zu Beginn dieser Periode stieß er in einer Leihbücherei auf Dostojewski und Nietzsche. Die Erschütterung blieb Episode. Richard Wagner, Johannes Brahms und Hugo Wolff leuchteten ihm auf und verschwanden. Von 1910 an erschienen Döblins Arbeiten in Herwarth Waldens Zeitschrift „Der Sturm“, vor allem die phantastischen und grotesken Stücke, die 1913 unter dem Titel „Die Ermordung einer Butterblume“ als Buch erschienen sind. „Die Herrschaften im ‚Sturm‘ (zu denen Rudolf Blümner, Lothar Schreyer, Stramm und Maler wie Franz Marc, Kokoschka stießen) goutierten diese Sachen. Sie schienen ihnen ‚expressionistisch‘ zu sein. Als ich aber das Visier hob und vom Leder zog im ‚Wang-lun‘, da war es aus.“ Wie oft hat Döblin das Aus-



gestoßensein erfahren! „Kein Wort äußerte Walden oder ein anderer aus dem Kreis der Orthodoxen über den Roman . . . Daß ich nicht zur Gilde gehörte, war abgemacht. Sie entwickelten sich ganz zu Wortkünstlern, überhaupt zu Künstlern. Ich ging andere Wege. Ich verstand sie gut, sie mich nicht.“ Also ein Künstler wollte er nicht sein. Inzwischen faszinierte ihn die Technik. Die Drähte für die Elektrische, die Lichtmaschine im Keller der Kroll-Oper faszinierten ihn. Als Militärarzt in Lothringen schrieb er, während wochenlang der Kanonendonner von Verdun herübergrollte, den grotesken Roman „Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine“. Dann verführte ihn das in Straßburg archivierte historische Material zu einem zweibändigen Wallenstein-Roman. „Hier ließ ich mich los. Ich planschte in Fakten. Ich war verliebt, begeistert von diesen Akten und Berichten. Am liebsten wollte ich sie roh verwenden. So wie die Dinge in der Geschichte vorkamen, waren sie echt und vollkommen . . . Den Menschen, sein Leiden sah ich wohl. Aber ich erbarmte mich seiner und meiner nicht.“ Nach dem Kleinen Weltkrieg erschien ihm der Sozialismus. Er lieferte zu Döblins Milieu die Weltanschauung, berauschte ihn mit der Idee von der Brüderschaft. Er trat der SPD bei und beteiligte sich aktiv am Parteileben. Unter dem Decknamen „Linke Poot“ trat er als Polemiker an die Öffentlichkeit. Das „Kapital“ von Marx war für Linke Poot das Buch der Bücher. Seine Pamphlete erschienen in der „Neuen Rundschau“ und wurden 1921 gesammelt unter dem Titel „Der deutsche Maskenball“. Aber auch diesem Rausch folgte der Kater. „Ich beobachtete die Parteien und sah das — Bonzentum. So gerann der sozialistische Gedanke.“

In der ersten Hälfte der Zwanziger Jahre gab es im Berliner Osten pogromartige Vorgänge. Sie brachten Döblin mit dem Zionismus in Berührung. Er sollte nach Palästina und reiste wenigstens nach Polen. „Ich habe zum ersten Mal in meinem Leben Juden gesehen. Ihr Anblick rührte mich tief“, schrieb er 1940. Aber der 1926 erschienene Bericht „Reise in Polen“ hat einen etwas anderen Akzent. (Mein Exemplar trägt einen Konfiskationsstempel der SS. Er wird heute gut bezahlt . . .) Döblin „besichtigte“ die Juden. Die erste Begegnung machte ihn „verblüfft, nein, erschrocken“. Er wunderte sich wie ein Tourist. Die Wallfahrer zu einem hochverehrten Rebbe in Gura Kalwarja kamen ihm wie eine „exotische Völkerschaft“ vor. „Man will mich nicht, mich und meinen Begleiter, wir sind ihnen Eindringlinge.“ Die Begegnung mit den Juden verlief nicht ganz ohne positive Reaktion, doch war dem Anschluß Suchenden nur allzu klar, daß er Außenseiter geblieben ist. Diese geistige Heimat war ihm so fremd wie die geographische.

Zurückverwiesen auf Berlin, begann der Autor, der bisher nur Achtungserfolge errungen hatte, mit aller Kraft, seine Zugehörigkeit zu beweisen. Er warf sich zum Dichter Berlins auf, zum Verdichter des Lebens der Großstadt und die Gesellschaft akzeptierte ihn. Nach dem Erscheinen von „Berlin - Alexanderplatz“ (1929) war Döblin für kurze Zeit aufgenommen. Zahlreich waren seine Vorträge in der Preußischen Akademie, zahllos seine Aufrufe, Manifeste, Glossen. Man schrieb an ihn: „Was tun? Weil Sie gerecht sind, haben wir Vertrauen zu Ihnen, weil Sie Dogmen verabscheuen, möchten wir Ihnen gerne glauben; beantworten Sie uns bitte unsere vielen Fragen.“ Der öffentliche Ratgeber antwortete in den „Offenen Briefen an einen jungen Menschen“, die er überschrieb: „Wissen und Verändern!“

Inzwischen erhob sich eine Partei, die Döblin unmöglich ergreifen konnte. Sie machte ihn, um den sich eine kleine Gruppe Enttäuschter und Desillusionierter gesammelt hatte, für immer zum Außenseiter. Im Jahr 1935, in Paris, klammerte er sich an Kierkegaard, doch mußte er wie einst bei Nietzsche finden, daß Kierkegaard nicht die Wahrheit besaß, sondern nur die Leidenschaft für die Wahrheit. Das Leiden der Juden ließ Döblin zum „Territorialisten“ werden, er schrieb Aufsätze für diese Bewegung, die in „Flucht und Sammlung des Judentums“ (Amsterdam 1935) gesammelt sind. Er versuchte sogar, jiddisch zu lernen. Aber am Ende dieser Bemühung stand die Resignation: „Meine Worte bedeuteten nichts, und ich empfang nichts. Wieder eine Fahne, die ich nicht halten konnte.“ Dann wurde er französischer Staatsbürger und arbeitete im Informationsministerium unter Giraudoux. Zwei Söhne gingen in die französische Armee. Aber als Frankreich erobert wurde, begegnete dem Vater Mißtrauen. Er war eben doch kein Franzose. Und die Waffenstillstandsbedingungen verboten ihm die Ausreise, als einer „Person deutscher Herkunft“. Im Flüchtlingslager, bespitzelt, deprimiert, unterernährt, von Beziehungswahn und Halluzinationen heimgesucht, überdachte er sein Leben: „Wäre ich so wie viele, die mit mir hinausgingen, so wäre ich jetzt völlig eiskalt und sicher. Sie halten eisen die Fahne in der Hand. Um die Fahne geht es. Welche Fahne halte ich? Ich folge von Zeit zu Zeit, aus dem und jenem Teilgrunde, der oder jener ‚Fahne‘. In einen Kampf zu ziehen für sie vermochte ich nie.“ Das war sein Unglück. Die zunehmende Fanatisierung Europas verlangte, verlangt unbedingte Parteinarbeit. Und dazu konnte sich Alfred Döblin nicht hergeben. Er suchte die Wahrheit und keine Ideologie. Er war nicht „gesinnungstreu“ — im deutschen Sinne des Wortes.

Es war natürlich ein Fehler, daß Döblin sich nach dem Kriege als „Umzieher“ in der Uniform eines französischen Obersten präsentierte. Aber man muß diesen kleinen Triumph verstehen: Döblin wollte sich seinen Kollegen, welche die falsche Partei ergriffen hatten, als Fahnenführer präsentieren. Er wollte zeigen, daß er untergekommen sei. Er kam nicht als Sieger, wie die Uniform zu zeigen schien, er wollte helfen. Im April 1946 schrieb er in einem Brief: „Ich habe im Moment die deutsche Psychologie begriffen. Sie sind geschlagen und mit sich selbst zerfallen, was kann man anderes tun als versuchen, sie aufzurichten. Sie wissen alles, man bringe ihnen etwas und quäle sie nicht noch mehr.“ Er sollte und wollte die deutsche Literatur sichten, werten und stützen. Von September 1946 an half dabei seine Zeitschrift „Das goldene Tor“.

Das Schicksal wartete mit einer Pointe auf: im Jahre 1947 stand Alfred Döblin, als Neunundsechzigjähriger, wieder auf dem Alexanderplatz. Aber es wiederholt sich nichts. Der Heimkehrer fand den Anschluß nicht. Man erwartete Linke Poot und den Autor des „Alexanderplatz“-Romans. Aber es kam ein Prediger. Seine letzte Botschaft „Der unsterbliche Mensch“ (1946) verhallte ungehört. Einen gewissen Rückhalt fand er stets in der Akademie der Wissenschaften und der Literatur in Mainz, zu deren elf Gründungsmitgliedern er gehörte. Sie gab ihm im Oktober 1954, anlässlich seiner Rückkehr nach Paris, ihren Literaturpreis. Schwerkrank und halbblind suchte er Rückhalt bei seinen Söhnen. Deutschland hat ihn nicht gehalten. Man hatte den Fall Döblin zu den Akten gelegt. Sollte man diesen jüdischen Proletarier und

französischen Oberst, diesen Gottsucher und Drehbuchautor, Kassenarzt und Literaten, Marxisten und Metaphysiker als Expressionisten, Surrealisten, Mystiker, Agitator, Eskapisten, Kommunisten oder Katholiken rubrizieren? Döblin wechselte die Nationalität, den Glauben, das Thema, den Stil. Im Grunde ging es den Wohlwollenden stets so wie dem alten Samuel Fischer, als er Döblins hinduistisches Versepos „Manas“ bekam: er schlug die Hände über dem Kopf zusammen und klagte „Wie sind Sie nur darauf gekommen?“ Und für die Übelwollenden war er ganz einfach ein Opportunist. Man sah nur den dauernden Wechsel, nicht die Dauer im Wechsel des wandlungsreichen Unwandelbaren. Unwandelbar, denn er hatte enttäuscht auf das erste ideologische Angebot zurückgegriffen: die Religion. Mit vierzehn Jahren hatte er in ein kleines blaues Heft notiert: „Gott ist das Gute.“ Mit siebzig schrieb er in einem „Epilog“: „Nur Gott preisen, nur die Himmlischen loben sollte man.“ So wurde das kleine blaue Heft für ihn sein gültigstes Buch.

Das religiöse Motiv zieht sich als verborgenes Bindeglied quer durch sein Werk. „Wenn ich von der Natur schrieb und sie durchdachte, hatte ich nur im Sinn, mich diesem Geheimnis zu nähern, und ihm meine Verehrung zu erweisen. Und an dieser Verehrung ließ ich alle meine Werke teilnehmen. In gewisser Weise waren sie alle Gebete.“ Der „chinesische“ Roman „Die drei Sprünge des Wang lun“ (entstanden 1912) schildert eine Religionsbewegung des achtzehnten Jahrhunderts. Die Figur des frommen, demütigen Kaisers im „Wallenstein“ (entstanden 1917/18) variiert die Idee der Kraft durch Demut aus dem „Wang-lun“. Der utopische Roman „Berge, Meere und Giganten“ (1922/23 verfaßt) feiert die großen Muttergewalten, ist ein weltliches Gebet. Das Epos „Manas“ (1928) schildert den Weg eines Halbgottes durch die Welt zur Erlösung. Die Bücher „Das Ich über der Natur“ und „Unser Dasein“ (1933) feiern die Welt auf noch direktere Weise. Sie zielen auf den Ursinn. Das zentrale Thema des „Alexanderplatz“ ist das Opfer. „Die Bilder vom Schlachthof, von der Opferung Isaaks, das durchlaufende Zitat: ‚Es ist ein Schnitter, der heißt Tod‘ hätten darauf aufmerksam machen sollen.“ Die „Babylonische Wanderung“ (Amsterdam 1934) ist eine ironische Variation der Opferidee. Die Südamerika-Trilogie „Land ohne Tod“ (Amsterdam 1936, Gesamtwerk Baden-Baden 1946/48) schildert den Versuch, den Gottesstaat auf Erden zu gründen. In den Schluß der Revolutions-Trilogie „November 1918“ (Erster Band Amsterdam 1938, Gesamtwerk München 1948/50) hat Döblin dann sein Gotteserlebnis hineingeheimnist. Dieses Erlebnis begann auf der Flucht, in der Kathedrale des südfranzösischen Städtchens Mende und reifte bei Jesuiten in Hollywood. In jener Periode der Klärung und Ruhe fügte sich langsam der Roman einer Läuterung „Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende“ (Ostberlin 1956, München 1957). Der rauschhafte Pantheismus am Schluß erinnert an den frühen Döblin. Tatsächlich sah der Greis dieses Buch als Möglichkeit für einen neuen Anfang an.

Niemand dachte sich so weit in Döblin hinein, daß er die Gewissensnot des unberechenbaren, spielerischen Geistes spürte, dieses schmalen, zarten Mannes mit der fleischlos gebuckelten Nase, dem hexenhaft spitzen Kinn, dem ansaugenden Mund mit den spitzen Zähnen eines Nagetiers, dem ausdruckslosen Fischblick, über dem sich schwere Augenlider senkten, der niedrigen Stirn, die mit unzähligen chinesischen Sprachzeichen bedeckt war. (Ich habe



ihn nie gesehen und schreibe dies Ferdinand Lion nach.) Im Grunde wollte Döblin nur, was jeder will: etwas glauben können. Nur war er so entzündbar und so wenig skeptisch, daß die Phasen der Entwicklung sehr heftig verliefen. Zudem trug er sie an die Öffentlichkeit. Seine Werke sind nichts als „Teile einer großen Konfession“. Und doch schrieb er im Grunde nur für sich. Er, der ewig Ausgestoßene, war „in Zeilen zuhaus“. Darum bezeichnete es den seelischen Tiefpunkt, als er in Mende am Sinn des Schreibens zweifelte. In diesem akuten Notstand wandte er sich dem Katholizismus zu. Später kombinierte er beides und wurde religiöser Schriftsteller.

Auch das Schreiben war für ihn ein Suchen. Er hat es in der „Schicksalsreise“ als Segelfahrt ins Blaue charakterisiert. So kam es, daß sein Stil oft nachlässig war und viele seiner Bücher ausufernten. Sie bargen keine Konstruktion, sie dienten der Selbstverwirklichung. Er suchte das Numinose und plante darum ins Ungeheure. Die wuchernde „Babylonische Wanderung“ (Amsterdam 1934), die Südamerika-Trilogie und die Revolutionstrilogie sind bekannte Beispiele dafür. Weniger bekannt ist, daß „November 1918“ sogar auf vier Bände berechnet war und „Wang-lun“, „Wadzek“, „Alex“ zweibändig werden sollten. „Jedes Buch endet für mich mit einem Fragezeichen. Jedes Buch wirft am Ende dem nächsten den Ball zu.“ Der Leser merkte, daß der Autor spielte, und spielte schließlich nicht mehr mit. Döblin aber fragte weiter: „Wenn der Hunger und die Kälte, die Liebe und die Wohnungsnot und vielleicht noch der Ehrgeiz geregelt sind, was bleibt? Über den Rest der Existenz — welch ungeheurer Rest — legt sich ein Schleier.“ Nicht nur die absolute Wahrheit ist verschleiert, auch die relativen Wahrheiten der Staaten, Parteien, Konfessionen und sonstigen Interessengruppen sind es. Sie haben ihre Linien eingenebelt. Döblin wollte allzu klar sehen, wollte den Nebelschleier durchdringen, darum ließ man ihn zwischen den Linien im Niemandsland.

## RAUCHSPUR

Hinter dem Abschied die Tür:  
Gläserne Rauchspur der Worte —  
Leichtes Erröten vor dir,  
an der verbergenden Pforte.

Wieder die Blicke, der Sand —  
Alles Gewußte betrauert.  
Aber wer kennt schon die Hand,  
die, wenn sie grüßt, uns erschauert.

Doch unsre Stunde bleibt groß:  
— Asche, die schweigend uns reinigt...  
Wassersturz, schläferndes Moos  
hinter dem Weg, der uns einigt.

*Wolfgang Hoffmann*

## Nun zu guterletzt . . .

Hermann Ullmann zum Abschied 1884 - 1958

„O Stunden zwischen Tag und Nacht,  
Schon brandet fern die große heilige Stille,  
Schon löst sich lauschend mein verkrampfter Wille,  
Und bald umhüllt mich jene beste Macht,  
Vor der des Tages heiße Kämpfe schwinden,  
In die sich alle Lebensströme finden.  
Bald halten strenge Sterne ewge Wacht.“

H. U.

Die Sterne begannen diese Wacht am 23. Februar, als ohne Vorwarnung, am Vorabend einer Stockholmer Vortragsreihe, das Haupt auf die Schulter fiel mit einem letzten Seufzer. Bekennender Christ von Martin Luthers Prägung, wortgewandter Schriftgelehrter, Prediger im deutschen Volke diesseits und jenseits menschengzogener Grenzen, Dichter in der Stille, war Hermann Ullmann wie Hiob von seinem Herrgott, dem er sich wahrhaft verpflichtet fühlte, hart geprüft worden.

Sein einziger Sohn mußte 1941 sein junges Blut opfern. Eine Heimat ging ihm zweimal verloren. Er wußte um Verfolgung und Not, um das bittere Zweifeln an der Überwindung des geistigen Notstandes und der Überschätzung materieller Tageswerte in dem Volke seiner Ahnen, das aus den Nachkriegsfolgen nichts zu lernen schien für die Bewahrung der wesentlichen Güter. Fünf dunkle Jahre war er geschlagen mit Erblindung. Angewiesen auf Vorlesen und Erzählen, Sicherinnern, auf die Hilfe der geliebten Lebensgefährtin zum Zurechtkommen mit dem Alltag, wurde er wohl zuzeiten übermannt von dem Unvermögen, den Seinen zu helfen, die Enge des Altersdaseins zu bannen, anderen wohlzutun und mitzuteilen.

Aber er wuchs stetig hinaus über die Hemmungen des Allzumenschlichen und gewann geistige Kraft und schöpferische Frische aus der Entbehrung.

Ich sah ihn nach einem Menschenalter erzwungener Trennung in der geläuterten Weisheit eines blinden Sehers. Er war nicht müde geworden im Bekennen seines Glaubens, seiner Sicht, seines Urteils. Geblieben war die helle Freude an der vielfältigen Schöpfungsherrlichkeit. Er sah mit wachem Ohr, was dem Jungen aus Teplitz-Schönau auf den Wanderungen am Südhang des Erzgebirges, in den Wäldern des Sudetenlandes an des Vaters Hand geboten wurde, wenn er, erblindet, am Freundesarm im Baselbieter Gau, der letzten Heimstatt als Gast der Eidgenossenschaft, zum Blauen, zum Predigerhof oder durch den Grenzwald des Elsaß zum Benkenwirt wanderte. Mit welcher Inbrunst konnte er das Gurgeln der Bäche, das Brausen der Winde, den Kuckucksruf preisen, aus der Heimat vertraut. Die Verse, die sein Nachlaß barg, sprechen von der überquellenden Fülle des Schauens, die ihm durch Jahrzehnte vergönnt war auf den Wanderungen und Reisen über die Erde, im Norden und Süden der Welt.

Abhold allem Lauten, in sich gekehrter Sinnierer, sitzend auf der Spötterbank auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, tat er sich nicht leicht mit den Menschen. Seine empfindsame Seele wurde leicht gereizt. Er hielt nicht zurück mit Widerrede und Anklage, mit leidenschaftlichem Zorn.

Der kunstsinnige Literaturkenner drängte sich zum Tagesstreit mit der Feder, wurde Redakteur, Verleger, politischer Publizist. Er litt unter dem Zwiespalt der Politik, die den Einzelwillen an die Zustimmung einer Mehrheit bindet, wenn es um das Handeln geht. Sein Streben ging von der kritischen Schau des Beobachters zum handelnden Einsatz, bedrückt von Niederlagen und Heimatbodenverlust. Solch Einsatz blieb ihm versagt. Diese Wunde schloß sich erst, als er in das achte Jahrzehnt ging, ohne daß die Leidenschaft des Agierens abnahm. Dann sah er seine Lebensleistung in dem Lichte seiner Freunde, fand Frieden in dem Zuspruch der Jungen. Sein Gesicht war verklärt und gelöst, als er vom 75. Stiftungsfest seiner Verbindung, des Vereins Deutscher Studenten, zurückkam. Man hatte ihn den Festvortrag halten lassen. Er war besorgt gewesen, daß er sich in Widerspruch mit den Kommilitonen stellen würde, wenn er seine Thesen über den Umbruch des Denkens zur Befriedung des europäischen Ostens vorträge. Er hatte sich geirrt. Die Zustimmung grade der Jugend war die letzte große Freude seines Lebens.

Hermann Ullmann war ein konservativer Mensch in der Bedeutung des Wortes, die unser Freundeskreis in den zwanziger Jahren auf die Brände warf. Er fühlte zutiefst die Verpflichtung gegenüber der Geschichte seiner Ahnen, seines Volkes, in nie endender Prüfung des Alten und Neuen festen Boden für die nachkommenden Geschlechter zu hinterlassen.

„Wir leben das längst vergessene  
Leben der fernen Ahnen  
Und unsere Tage zeichnen  
Der künftigen Enkel Bahnen.“

Auf diesem Grunde bildete er sein Urteil zu den Zeitgeschehnissen in der Demut vor höherem Gebot.

Der Grenzrainer des Deutschen Reiches erlebte an der Wiener Universität das Aufflammen des Streites unter den Völkerschaften der Doppelmonarchie, Saat der Übermacht des Nationalstaatgedankens, der die Pariser Dikate von 1919 bestimmte. In Wien kamen ihm Herders Thesen in europäischer Konzeption nahe, wurde ihm die Tragik im Leben dieses Propheten bewußt.

Seine Begabung für lebendige Darstellung problematischer Fragen gab ihm den Mut, von August Sauer in Prag die „Deutsche Arbeit“ zu übernehmen. Es war die damals führende deutschsprachige Zeitschrift in Böhmen. Dort waren Rilkes Sonette und der „Cornett“ erschienen. Aus dem literarischen Blatt machte Ullmann im Sinne seines Lehrers Franz Jesser den politischen Wegweiser für das Sudetendeutschtum, Künder der Ideale seines Vaters, die er nie vergessen hat.

Ferdinand Avenarius holte sich den jungen Philologen, der in Linz dem Lehrberuf nachging, an den „Kunstwart“ nach Dresden. Dieser Meister im Erwecken des Formensinns, dieser Kämpfer gegen Kitsch und neureiches Protzertum wie gegen unechtes Pathos und die Schnörkelfreude des Spießertums war um die Jahrhundertwende begeisternder Führer von uns Jungen.



Ullmann hat ihm zum 100. Geburtstag als Dank im Callwey Almanach 1957 ein feinsinniges Denkmal gesetzt. Im Kreise des Dürerbundes fanden sich damals um Avenarius fast alle kritischen Begabungen zwischen Berlin und München, die dem deutschen Volke der Gründerzeit und der Wirtschaftswunder eine geistige Erneuerung nahebringen wollten. Der Reformeifer blieb nicht auf das Gebiet der Kunst, der Wohnkultur, der Lebensgestaltung beschränkt. Aber in der Politik konnte er sich nicht durchsetzen. Wer wollte auch 1912 die Warnung ernst nehmen: „Dieser Staat wird auf den Schlachtfeldern, die schon bereitstehen, zusammenbrechen.“ Kampf gegen Dünkel, Phrase, Gefühlsduselei hielt Avenarius in wäherender Gegnerschaft gegen die herrschenden Gewalten jener Jahre. Ullmann war sein steter Begleiter als Rucksackredakteur auf den Gängen am Elbufer von Blasewitz, in den Frühlingstagen an der Isar, in den Sommermonaten zwischen der Vogelkoje und Keitum auf Sylt, wurde kongenialer Freund und durfte die Spalten des „Kunstwarts“ für seine Auffassung von der Bedeutung der reichsdeutschen Fürsorge für die Grenzlanddeutschen nutzen. „Das Reich muß uns doch bleiben.“

Diese Aufgabe wurde ihm Herzenssache. Er nahm bei der Gründung des VDA durch Admiral Seebohm seinen Platz im Präsidium. Berlin wurde seine zweite Heimat. Er predigte in Wort und Schrift mit dem Schwung und Überschwang seiner Deutschheit. Er legte die Wurzeln der Siedlergruppen bloß, die vom kargen Boden der Mosel, des Rheintales, des Neckars in den fruchtbaren Raum der Donau gezogen waren. Sie sollten nicht wie jenseits der Ozeane in Vergessenheit geraten. Auf einer unvergeßlichen Brasilienfahrt fand er Bestätigung seines Wirkens.

Als das Ende des Ersten Weltkrieges zur Besinnung rief, wuchs ihm die Gewißheit, daß die Begriffe des Reichsdeutschen und Auslanddeutschen überlebt seien, und daß dem Übergewicht der neuen Staatsgründungen in Osteuropa ein lebendigerer Zusammenhalt der deutschen Volksgruppen gegenüberstehen müsse. Neben dem Deutschen Schutzbund unter Willisens Führung trat der Volksdeutsche Klub auf den Plan. Dort traf ich Ullmann im Kreise der Freunde, als ich 1924 als Reichstagsmitglied die ersten tastenden Schritte aus dem Wallotbau — nicht von Avenarius entworfen — in die vollblütige geistige Berliner Umwelt wagte. Ich wurde bald Freund der Freunde in der Motzstraße, die sich verbunden hatten mit dem Mut, als Konservative auch revolutionär zu denken. Steinacher, Heinrich von Gleichen, Rudolf Pechel, Hans Erdmann von Lindeiner-Wildau, Otto Hoetzsch, Hans Roth, von Loesch, Max Habermann, Helferich, Krahmer-Möllenberg, Hans Gerber, Karl Bernhard Ritter, v. Willisen u. a. — jeder spielte sein eigenes Instrument.

Es gab keinen Dirigenten. Aber es gab das gleiche Anliegen. Ihm ordneten sich die eigenwilligen Gestalter willig ein. Die immer wieder auftauchenden Behauptungen, diese Männer hätten dem Nationalsozialismus die Steigbügel gehalten, sind aus Unkenntnis der Materie oder aus mangelnder Urteilskraft geboren. Niemand ist gefeit gegen das Plagiat geistigen Gedankenguts. Wer zur Hitlerzeit die Feder gebrauchen wollte, war gezwungen, zwischen den Zeilen lesen zu lassen oder in sicherem Port zu schweigen.

Das klare Ziel jener zwanziger Jahre war die Überwindung der großen Not der Deutschsprachigen, die durch den Zerfall der Donaumonarchie zu Minderheiten geworden waren. Es ging um die seelische Aufrichtung der

Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum, unbeschadet der Einordnung in die neuen Nationalstaaten. Niemand von uns wollte die Grenzziehung anfechten, die nur auf Kosten eines neuen Krieges oder in langsamer Entwicklung eines friedlichen Ausgleiches hätte geändert werden können.

Ullmanns unermüdliche Feder hat damals wie in jüngsten Tagen das Rüstzeug für diese Lösungen beigebracht, die Lehre der volksdeutschen Bewegung, die Tragödie, die über sie durch Hitler erneut hereinbrach, aber auch das Positive eines verpflichtenden Erbes allen Niederlagen zum Trotz in vielen Bänden dargelegt.

Südtiroler, Banatdeutsche, Balten und Siebenbürger haben ihm dafür Dank und Verehrung gezollt neben seinen Landsleuten aus Böhmen, Schlesien und Mähren. Seine Freundschaft zu August Westen, zu Hans Steinacher, zur Ackermannsgemeinde und zur Ostpriesterhilfe legt Zeugnis ab für die Weite des Wirkens dieses lutherischen Kirchenmannes.

Heinrich Brüning betraute ihn 1920 mit der Herausgabe einer Tageszeitung, welche die Ziele der christlichen Arbeiter und Angestelltenbewegungen, die sich im Deutschen Gewerkschaftsbund nach der Essener Programmrede Adam Stegerwalds zusammengeschlossen hatten, verdolmetschen sollte. Die Gründung des „Deutschen“ stand jedoch unter keinem guten Stern. Stegerwald hielt sich nicht an das Versprechen, die Führung des neuen Bundes tatkräftig zu fördern. Er weigerte sich, das Ministeramt in Preußen niederzulegen. Man darf ihm zu gute halten, daß man ihm die programmatischen Worte, die solchen starken Widerhall fanden, in den Mund gelegt hatte. Brüning und Ullmann versuchten, in die Bresche zu treten. Stegerwald behielt aber Ministerämter und offizielle Führung des DGB wie der Christlichen Gewerkschaften bis 1929 bei. Dadurch gingen wertvolle Aufbaujahre verloren. Das Dreigespann Willisen, Brüning, Ullmann konnte 1923 den Bürgerkrieg durch Einfluß auf Seeckt verhindern. Aber die Elemente des Essener Programms konnten nicht zusammengeschweißt werden. Schuld daran war die Lethargie der Führung. Ullmann mußte dem Druck der Mehrheit weichen. Er ging zum Scherlverlag. Wer ihn kannte, den nahm es nicht Wunder, daß diese Bestallung des Hugenbergkreises nicht von langer Dauer sein würde. Wir waren der Überzeugung, daß die Rechte und die Mitte des Zentrums zusammengehen müßten, um die Krise der Weimarer Republik zu meistern und Hitler damit Paroli zu bieten. Ullmann schied bei Scherl aus und führte in der „Politischen Wochenschrift“ die publizistische Werbung für unsere These, die heute in der CDU/CSU auch die organisatorische Form gefunden hat, die wir damals nur durch eine auf persönlichen Querverbindungen beruhende biegsame Form der Arbeitsgemeinschaft zu verwirklichen hoffen konnten.

Rudolf Fischer, Megerle, Köpp, Plog, Dähnhardt, Ziegler waren die Gefährten jener Frühlingshoffnung. Als ich im Dezember 1929 durch den Ausbruch von Hartwig, Lambach, Hülser, die sich zu meiner Auffassung bekannten, gezwungen wurde, mich von Hugenberg zu trennen, zerbrach diese Hoffnung. Wir wollten die ganze Rechte in eine neue Gemeinschaft bringen, nicht nur einen Teil, der den anderen in die Arme Hitlers treiben mußte.

Wir unternahmen den Versuch, in der volkskonservativen Bewegung neue Kreise zu erfassen, um von außen der DNVP die Erneuerung nahezubringen.

Ullmann war der führende Kopf in der Werbung. Die Reichstagswahl 1930 stellte uns vor die unerfüllbare Aufgabe, in letzter Stunde ohne Organisation im Lande, ohne Finanzen auf den Plan zu treten. Die 300 000 Stimmen brachten zwar im Verein mit der Landsvolkpartei und dem Christlich-sozialen Volksdienst zuwege, daß die hierunter gewählten Abgeordneten im Notstandsreichstag 1930/32 das Zünglein an der Waage bilden konnten. Aber es gelang nicht, den Vormarsch der Hitlergarde zum Stillstand oder gar Rückzug zu bringen. Im Dritten Reich war eine selbständige schriftstellerische Arbeit nicht mehr möglich. Ullmann konnte sich nach Agram und später Bern absetzen in einen begrenzten Wirkungskreis als Vertreter deutscher Zeitungen.

Die Heimat hatte er zum zweiten Male verloren. Als der Lutherische Weltbund die ökumenische Arbeit mit einer Zentrale in Genf begann, zog man Hermann Ullmann hinzu. Frau und Töchter konnten am Genfer See aufatmen. Die brennende Sorge um die Kriegsfolgen und die Nachwirkungen der Besatzungszeit nagte an dem starken Herzen des Vaters. Er war kein bequemer Mitarbeiter Michelfelders. Seine Kritik: zuviel Geschäftsgang, zuviel Reisen, zuwenig Zeit zur Seelsorge machte vor niemandem halt. Aber er anerkannte mit freudigem Herzen die Grundidee, das Gelingen einer engeren Bindung der nationalen Lutherkirchen.

Als das Augenlicht nach einer Operation ganz erlosch, mußte er sich in die stille Abgeschiedenheit von Oberwil/Basel zurückziehen. Aber es wurde nicht dunkel in ihm. Junge Studenten der Basler Universität halfen ihm, die Verbindung mit den Freunden in aller Welt aufrechtzuhalten. Briefwechsel, Vorbereitung von Vorträgen, Aufsätze für Zeitschriften, Diktat für zwei unvollendete Bücher, „Begegnungen aus 50 Jahren“ und „Wende im Osten“, Meinungsaustausch mit Peter Dürrenmatt und gleichgesinnten Basler Nachbarn und Besuchern hielten die geistige Arbeitskraft in den Sielen.

Nun schlafen das Hirn und Herz:

„Du hast, o Herr, mich überreich begnadet  
Doch Dunkel liegt auf allen Erdenwegen  
O laß mich, Vater, Deinen Willen wissen  
Und spende bis zuletzt mir Deinen Segen.

Ich weiß, die steilste Strecke ist die letzte.  
Noch muß ich streng in Deinem Dienst mich regen.  
Gib mir die Kraft des gläubigen Vertrauens,  
Bis ich mich kann in Deine Arme legen.“

H. U.



Wir haben im Heft 7/58 darauf hingewiesen, daß die Vorzüge der Repräsentativverfassung nur dann in Erscheinung treten können, wenn die Kritik wach bleibt. Besonders die organisierte Kritik in Presse und Funk braucht weiten Spielraum, wenn der Staat gedeihen soll. Leider ist diese Einsicht nicht allgemein verbreitet. Das zeigen gewisse Tendenzen, die zum Entwurf der sogenannten *Lex Soraya* geführt haben. Worum handelt es sich?

Der vom Bundesminister des Auswärtigen Amtes stammende und vom Bundeskabinett akzeptierte Text für die Ergänzung des Strafgesetzbuches durch den § 103a über den Schutz der auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland durch Verstärkung des Ehrenschutzes für ausländische Staatsoberhäupter hat folgenden Wortlaut:

(1) Wer öffentlich, in einer Versammlung oder durch Verbreitung von Schriften, Schallplatten, Abbildungen oder Darstellungen eine herabwürdigende Behauptung tatsächlicher Art aufstellt oder verbreitet, die das Privat- oder Familienleben eines ausländischen Staatsoberhauptes oder eines seiner Angehörigen betrifft und geeignet ist, die auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu stören, wird ohne Rücksicht darauf, ob die Behauptung wahr oder unwahr ist, mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. Eine Beweiserhebung über die Wahrheit der Behauptung ist unzulässig.

(2) Hat der Täter im Falle des Absatzes 1 fahrlässig nicht erkannt, daß die Behauptung geeignet ist, die auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik zu stören, so ist die Strafe Gefängnis bis zu einem Jahr, Haft oder Geldstrafe.

Dem § 104a des Strafgesetzbuches soll der folgende Passus angefügt werden:

Im Falle des § 103a wird die Tat nur verfolgt, wenn die Bundesrepublik zu dem anderen Staat diplomatische Beziehungen unterhält und die Bundesregierung die Ermächtigung zur Strafverfolgung erteilt. Die Ermächtigung kann zurückgenommen werden.

In dem Entwurf einer Begründung wird darauf hingewiesen, daß frühere Hinweise der Bundesregierung auf die

außenpolitischen Folgen beanstandeter Veröffentlichungen unbeachtet geblieben seien, so daß kein anderer Weg bleibe, als diesen Erscheinungen mit den Mitteln des Strafrechts zu begegnen.

Hiergegen schreibt Dr. Rupert Giessler, zur Zeit der Sprecher des Deutschen Presserates, nachdem er auf die Notwendigkeit des Ehrenschutzes hingewiesen und Taktlosigkeiten einzelner Blätter gerügt hat: „Dabei ist, was ausdrücklich gesagt sei, zum Beispiel nicht an den Persien-Bericht im ‚Stern‘ unter dem Titel: ‚Tausend und eine Nacht‘ gedacht, den die Bundesregierung oder richtiger der Bundesaußenminister auf eine Drohung des Schahs von Persien hin zum Vorwand für die ‚Lex-Soraya‘ nahm. Denn jener Bericht ist eine politische Hintergrunddarstellung über die Vorgänge und Zustände im Iran, gegen die überhaupt nichts gesagt werden könnte, wenn nicht einige Bildunterschriften oder Textstellen, vorsichtig ausgedrückt, mindestens an den Grenzen des Taktess und der Diskretion lägen oder sie überschritten. Ähnlich ist es mit dem Artikel über Holland in der ‚Welt am Sonnabend‘, der gleichfalls zum Vorwand für die ‚Lex-Soraya‘ genommen wurde. Diese Vorwände waren darum, wie mit Recht gesagt wurde, schlecht gewählt. Denn es muß einer freien Presse erlaubt sein und bleiben, politische Informationen und Darstellungen über den Hintergrund und bestimmte Vorgänge in anderen Ländern (wie im eigenen Land) zu geben, auch dann, wenn mit ihnen persönliche Angelegenheiten des Staatsoberhauptes so verknüpft sind, daß sie nicht verschwiegen werden können. *Denn hier wird das Private zum Politikum.* Das braucht nicht nur bei Diktatoren der Fall zu sein, worauf in der Presse vielfach hingewiesen wurde (Péron oder Trujillo zum Beispiel), es kann auch in demokratisch regierten Staaten der Fall sein. Die Eheschließung des englischen Königs Eduard VIII. mit Mrs. Simpson war ein solcher Fall. Dabei muß allerdings eine verantwortungsbewußte Presse mit jenem Takt vorgehen, den die englische Presse damals gewährt hat. Der vor längerer Zeit vom ‚Spiegel‘ gebrachte Bericht über die Rolle der Gesundheitsberaterin Gret Hofmann am holländischen Hof — auch

dieser Bericht machte einige diplomatische Schwierigkeiten — war im Kern ein politischer Bericht, der später seine Bestätigung fand. Gegen ihn konnte nichts Ernsthaftes eingewandt werden, wohl aber zum Beispiel gegen die Taktlosigkeit einer anderen Zeitschrift, die ein Bild der am sizilianischen Strand badenden Königin von Holland brachte, 'mit Fernkamera aufgenommen'; denn dies war ein indiskretes Eindringen in einen rein privaten Zustand, der mit öffentlichem Interesse nichts mehr zu tun hatte...

Das ist aber der schwerste Vorwurf gegen die Fassung der 'Lex-Soraya', daß sie sich auch gegen wahre Darstellungen, die politisch von öffentlichem Interesse sind, richtet oder richten kann. Die wahrheitsgemäße Berichterstattung aber gehört zum Wesen der Pressefreiheit. Wenn sie bestraft werden könnte, würde ein Grundrecht damit angetastet. Es blieb dem nationalsozialistischen Propagandaministerium vorbehalten, der deutschen Presse zu verbieten, wahrheitsgemäß — zum Beispiel — über die Eheabsichten des damaligen Königs Eduard VIII. zu berichten; und das ist kein Vorbild für einen demokratischen Staat! Der neue § 103a aber würde jenem Verbot — mindestens — nahekommen. Der Journalist kann nicht einmal nachweisen, daß seine Darstellung wahr ist, denn der Wahrheitsbeweis ist — nach dem Entwurf — ausgeschlossen." (*Der Journalist*, Juni 1958).

Das Fachorgan *Zeitungs-Verlag und Zeitschriften-Verlag*, das immer voller interessanter Nachrichten steckt, bringt in seiner Ausgabe vom 1. Juli unter anderem Urteile von Tageszeitungen. So die der „Welt“:

„In der Diskussion um die sogenannte 'Lex Soraya' ist viel von einer 'Selbstkontrolle der Presse' die Rede. Bundesminister, Parlamentarier und Journalisten haben dazu Stellung genommen. Die Beratungen über den so eifrig vom Kabinett verabschiedeten Entwurf im Bundestag und Bundesrat werden vermutlich auch solche Fragen berühren. Es geht darum, falsche Vorstellungen auszuschalten und bedenkliche Wege zu vermeiden.

Denn das Problem ist keineswegs neu. Es tauchte schon auf als 1951 im damaligen Bundesinnenministerium der Entwurf zu einem Bundespressegesetz vorbereitet wurde. Am Ende aber war da-

von die Rede, daß die 'Bundesregierung einen Bundespresseausschuß einsetzen' wolle, dessen Aufgaben keineswegs nur beratend sein sollten.

Auch in den Ländern sollten derartige 'Presseausschüsse' konstituiert werden, ernannt von den Regierungen und — unter richterlichem Vorsitz mit exekutiven Rechten. Die Erinnerung an dieses Vorspiel schreckt heute. Denn die Gefahr besteht, daß man es wieder aus den Archiven hervorholt, um eine neue, ähnlich geartete 'Selbstkontrolle' zu organisieren.

Der deutsche Presserat, von Berufsverbänden gebildet, zur Zeit die einzige bestehende Gesamtvertretung der deutschen Presse, hat keine exekutiven Rechte und auch keine Absichten, sie zu erlangen. Würde er solche fordern, so könnte der Vorwurf erhoben werden, er übe nun selbst eine Zensur aus und widerspreche dem Grundrecht der Meinungsfreiheit. Dennoch hat er begonnen, seine Tätigkeit zu verstärken. Die 'Lex Soraya' hat ihn veranlaßt, nicht nur mit Schärfe gegen diesen Entwurf Stellung zu nehmen, sondern ebenso scharf auch den Mißbrauch der Pressefreiheit anzuprangern. Er ist dazu übergegangen, die also Gedadelten zu nennen. Er will das auch in Zukunft tun — wie es seit Jahr und Tag auch der britische Presserat tut. Er kann nicht strafen und keine Bußen auferlegen und auch nicht verhindern, daß Verderber der Pressefreiheit sich nicht um solche Kennzeichnung kümmern. Was er erwartet, ist, daß auf die Dauer eine derartige Aktivität doch Früchte trägt. Geschieht das nicht — und eben das ist Kernstück dieser Presserateristenz — wird der Gesetzgeber anhaltende Verstöße gegen die Freiheit in Verantwortung auf seine Art verfolgen. Die 'Reform' von Straf- und Zivilrecht, wie sie schon durch das 'Maulkorbgesetz' für die Bundeswehr eingeleitet wurde, läßt deutlich erkennen, wo und wie nach dem Vorwand gesucht wird, die bisherigen Freiheiten zu beschränken.“

Ähnlich die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 10. Juni: „Wie ein Richter überhaupt herausfinden soll, ob ein Zeitungsbericht über das Privatleben eines ausländischen Staatsoberhauptes 'geeignet' wäre, die 'auswärtigen Beziehungen der Bundesrepublik' zu stören, darüber finden sich weder in der bisherigen Rechtsprechung noch in der 'Lex Soraya' Anhaltspunkte. Die Ansichten darüber, was schon 'geeignet' wäre, diplomatische

Beziehungen zu beeinträchtigen, gehen in der Welt weit auseinander. Alle Versuche der Vereinten Nationen, eine Charta der Informationsfreiheit zu schaffen, sind an historisch, politisch oder auch religiös bedingten Meinungsverschiedenheiten gescheitert. Die einen sehen als Staatsverbrechen an, was den anderen ein für das Gemeinwohl notwendiger Ausdruck des Informationsrechtes ist.

Mit grobschlächtigen Beleidigungen, die jeder Rechtsstaat ahndet, gehen heutzutage auch Schimpfwörter vorsichtig um. Aber an den Berichten, Meinungsaussätzen und größeren Darstellungen der Schriftsteller wird immer noch der gleiche Anstoß genommen — häufig aus höchst subjektiven Gründen. Die Gesetzesvorlage des Bundesaußenministers erschwert oder verhindert nicht nur die Wiedergabe von Tatsachen, sondern leistet noch der Schönfärberei Vorschub. Auf Publizität, die das Gemüt anspricht, wollen ja die Potentaten so wenig verzichten wie die Filmgrößen. Wenn künftig nur noch das erscheinen dürfte, was denen nicht mißfiele, dann könnten auch gleich die teuer retuschierten Reklamebildchen der Public-Relations-Firmen von der Presse übernommen werden.“

Den größeren Zusammenhang betont die Zeitschrift der Katholischen Arbeiterbewegung:

„Erst eine wirtschaftliche Ordnung, in der möglichst weit gestreuter Eigenbesitz vorherrscht, ist wirklich freiheitlich, und nur, wenn man im Namen der Freiheit eine dem einzelnen gegenüber übermächtige Eigentumsordnung — sei es nun Privat — oder Staats- oder ‚Gemein‘-Kroßkapitalismus — beschränkt, ihr die bisherige Freiheit schrankenlosen Wachstums nimmt, um die vielen einzelnen durch persönliches Eigentum wirtschaft-

lich freier zu machen, nur dann vertritt man die Sache der Freiheit richtig und läßt sich nicht verleiten, wegen der Freiheit wovon die Freiheit wozu zu vergessen.

Genau so ist es mit der Pressefreiheit. Natürlich ist die Lex Soraya in der Form, in der sie zunächst präsentiert worden ist, viel zu weit gefaßt und durchaus unfreiheitlich, und das liegt sicherlich daran, daß diejenigen, die dieses Gesetz entworfen haben, sich entweder nicht gefragt haben, wozu die Pressefreiheit dienen soll, oder daß sie überhaupt die Pressefreiheit wieder in unfreiheitliche Bahnen lenken wollen. Aber der Protest gegen einen solchen mißglückten Gesetzentwurf ist für uns nur die eine Hälfte der Sache — neben die Freiheit wovon stellen wir auch hier die Freiheit wozu, neben den Schutz vor diktatorischen und beliebigen oder fast beliebigen Eingriffen in die Pressefreiheit die Beschränkung der Pressefreiheit auf das öffentliche Leben und auf die persönlichen Fragen, die eine öffentliche Bedeutung haben. Wo die Pressefreiheit als Freiheit wovon mißbraucht wird, da wird zugleich langsam aber sicher der Boden dafür bereitet, mit dem Mißbrauch auch den rechten Gebrauch der Freiheit einzuengen, und so ist auch hier der Erfolg einer Freiheitspropaganda, die die Pressefreiheit als Selbstzweck ansieht, auf die Dauer nur, daß die Pressefreiheit auch als Mittel zur demokratischen Gestaltung unseres öffentlichen Lebens eingeengt und sogar beseitigt wird.“ (*Priester und Arbeiter*, Nr. 4 Juli/August 58). Wie sagte de Maistre? — „Toute nation a le gouvernement qu'elle mérite.“ Ein sehr aktuelles Wort, will mir scheinen.

Harry Pross



## Dominique

### Erzählung

In der Nacht kam der Fluß in das Haus. Dominique erwachte von den Geräuschen, welche anzeigten, daß er da war; sie spürte die schwere Nässe der Luft und die Feuchtigkeit der Bettdecke, deren Rand bereits in das Wasser tauchte. Sie hörte ihren Mann im Schlaf stöhnen und tappte zu ihm hinüber. „Wir müssen aufstehen, Gaston!“

Sie konnte es sich nicht abgewöhnen, mit ihm zu reden, als wäre er ihresgleichen. Er konnte nämlich nicht aufstehen, denn er hatte keine Beine mehr.

Gaston erwachte und fragte mit der Stimme eines verängstigten Knaben: „Was ist, Dominique? Ist die Überschwemmung da?“

„Ja“, antwortete sie, „wir müssen hier heraus.“ Sie stieg aus dem Bett und trat in leise strömendes, eiskaltes Wasser, das ihr schon bis über die Knöchel reichte. Einen Augenblick stand sie erschauernd in der Finsternis, dann watete sie zum Schalter, um Licht zu machen. Doch auf halbem Wege fiel ihr wieder ein, daß es kein Licht mehr gab. Alle Masten waren fortgeschwemmt.

Gaston klagte: „Was soll ich tun, Dominique?“

Sie watete zu seinem Bett und befühlte seinen Körper unter der Decke. „Sei still“, sagte sie, „ich werde dir unter die Arme greifen.“ Aber auch dies konnte sie nicht wirklich tun, denn er hatte keine Arme mehr. Sie war nicht mit einem Manne verheiratet, sondern mit einem Rumpf, den sie heben und legen mußte, der nichts mehr tun und nirgendshin mehr gehen konnte und trotzdem eine entsetzliche Angst vor dem Ertrinken hatte. Sie umschlang ihn mit ihren kräftigen Armen und hob ihn aus dem Bett. In der Dunkelheit konnte sie den Umriss seines mächtigen Schädels erkennen, seinen schönen Männerkopf, von dem vor dem Krieg jedes Mädel im Garonnetal geträumt hatte. Freilich, nach dem Krieg, als Gaston ohne Arme und Beine zurückgekommen war, hatten alle diese Mädchen Gott gedankt, daß er nicht eine von ihnen, sondern Dominique genommen hatte, die vielgehaßte und vielbenedete Dominique, die nun Zeit ihres Lebens etwas auf dem Hals hatte, das man nicht einmal mehr einen Krüppel nennen konnte.

Sein Kopf sank gegen ihre Wange und lag dort, heiß und tränennaß. Sie spürte sein buschiges Haar an ihren Schläfen und dachte: „Mein Gott, wenn nur das Wasser ihn mitnähme!“ Durch die offene Türe schleppte sie ihn in die Nacht hinaus, die von Brausen und Gurgeln erfüllt war, und trug ihn den Hügel hinauf, wo sie endlich wieder trockenen Boden unter den Füßen hatte. Dort bettete sie ihn ins Gras und setzte sich neben ihn.

Nichts war zu sehen als die schwarze Wasserfläche, darin sich ein verzerrter Streifen Mondlicht spiegelte, und vor diesem gespenstischen Hintergrund das Haus. Es war das höchstgelegene Haus im Ort — niemand hatte geglaubt, daß das Wasser so hoch steigen werde. Darum war sie auch nicht mit den

anderen geflohen, hatte nur abends das Vieh losgekettet, damit es sich notfalls schwimmend retten könne. Vom Vieh war nichts mehr zu hören noch zu sehen. Sie war ganz allein mit ihrem Mann inmitten der wild gewordenen Garonne, die unaufhörlich höher stieg.

„Du hast mich auf einen Stein gelegt“, klagte Gaston. „Warum gibst du nicht besser acht, Dominique?“ Sie umspannte ihn mit ihren Armen und rückte ihn ein wenig tiefer in eine Mulde, die sie vorher sorgsam abgetastet hatte. Sein Kopf lag in ihrer Hand und schaute sie an. Das einzig Menschliche an ihm war dieses wohlgeformte, von einem kräftigen Nacken getragene Haupt mit dem herrischen Mund, den Augen voller Todesangst und dem Gehirn voller Lebenswillen. Das übrige glich dem Körpersack eines riesigen Weichtiers, war nichts als ein Klumpen Fleisch, der essen und trinken wollte und einen entzündeten Rücken bekam, wenn man ihn zu lange liegen ließ.

Wie ist das nur möglich, dachte sie. Einem anderen schießt eine Kugel ein winziges Loch in den Leib und er stirbt, und dies hier funktioniert weiter, unbeirrt, ungebrochen, voll von Ansprüchen an das Leben. Sie sah, daß er die Augen geschlossen hatte, und zog sich weiter von ihm zurück, ein Stück gegen die Hügelkuppe zu. Vielleicht erreicht das Wasser ihn, wenn er schläft, dachte sie. Vielleicht geht es so schnell, daß er gar nicht mehr dazukommt, etwas zu spüren. Ein Blick auf die Armbanduhr zeigte ihr, daß Mitternacht vorüber war. Sie schlang die Arme um die Knie und schaute zum Haus hinüber, das fest und mit senkrechten Mauern in verhältnismäßig seichtem und ruhigem Wasser stand. Es war ihr Haus. Durch ihrer Hände Arbeit war es aus einer häßlichen Hütte zu diesem schönen Anwesen herangewachsen, während Gaston nichts anderes gekonnt hatte, als sie mit Vorwürfen zu überschütten, wenn sie nicht oft genug gekommen war, um ihm den Rücken zu lüften.

„Wie bist du herzlos, Dominique! Stell dir vor, man schneidet dir Arme und Beine ab und läßt dich stundenlang liegen, bis einer sich erbarmt und dich anders bettet. Mir tut alles weh, außerdem bin ich hungrig. Du weißt doch, daß ich mir selber nichts nehmen kann. Warum läßt du mich so viel allein? Hast du mich nicht mehr gern?“

Anfangs war es keine Lüge gewesen, wenn sie ihm versichert hatte, daß sie ihn noch liebe, und daß sie nur hinausgehen müsse, um Brot zu schaffen, für ihn und für sie. Später hatte sie aus Mitleid das Gleiche gesagt, bis sie dessen müde geworden war. „Ach, laß mich doch in Ruhe, Gaston!“

Ihre Augen gewöhnten sich an die Finsternis und konnten ihn deutlich in seiner Mulde erkennen. Er sah wie ein großer Stein aus, an den langsam der Wasserspiegel herankroch. Sie konnte sich die Zeit nicht mehr vorstellen, da sie nicht aufgehört hatte, um sein Leben zu beten, damals im Lazarett nach der vollzogenen Amputation. Er war bis zum Kinn zugedeckt im Bett gelegen und hatte sie aus seinen herrlichen schwarzen Augen angesehen. Sein Gesicht war wie immer gewesen, und um sich vorzustellen, wie er unter den Decken aussah, hatte sie nicht genug Phantasie besessen. — „Komm bloß wieder nach Hause, Gaston, ich will für dich und mich die Arbeit tun.“

Seit damals war viel Zeit vergangen. Sie hatte ihr Wort nicht gebrochen, hatte ihn gefüttert und gepflegt, aber heimlich hatte sie angefangen, das Schicksal zu verfluchen, das ihn ihr zurückgegeben hatte. Sie mochte ihn nicht

mehr und war auch auf ihr aufgezwungenes Samaritertum nicht mehr stolz. Sie ertrug sein Vorhandensein mit Resignation, ähnlich wie man eine unheilbare Krankheit erträgt. Er war für sie nur mehr der hungrige Schlund, für den man jährlich einen bestimmten Teil des Ernteertrages abzuschreiben hatte, und darüber hinaus das Hindernis, Pierre zu heiraten, den kräftigen jungen Pierre mit den Armen und Beinen wie aus gedrechseltem Eichenholz. Was sollte sie tun? Von einem gesunden Manne konnte man sich scheiden lassen. Aber von Gaston? Sie konnte ihn nicht davonjagen, und sie konnte ihn auch nicht wie einen unerwünschten Säugling vor irgendeine Tür legen. Sie mußte ihn behalten und pflegen, bis er starb, und wann das geschehen würde, war nicht abzusehen. Er besaß ein robustes Herz und die gesündesten Lungen, die ein Mann besitzen konnte. Da er nicht trank, schonte er Nieren und Leber, und daß ihm ein Unfall zustoßen würde, war unwahrscheinlich, da er selten außer Haus kam. Bestimmt würde er sogar sie überleben, die durch die schwere Arbeit für ihn vorzeitig zu altern begann. Wie anders wäre das Leben mit Pierre! Aber mein Gott, warum daran denken?

Sie schaute auf das Wasser hinunter, und es war ihr, als sei es in der letzten Stunde nicht mehr gestiegen. Sie dachte: Morgen wird es zurückgehen, und wir werden wieder unser Haus beziehen. Die Felder werden voller Schlamm sein, und es wird endlose Arbeit geben. Nur nicht daran denken!

Sie schloß die Augen und versuchte, zu schlafen. Bei Morgengrauen erwachte sie davon, daß Gaston schrie: „Ich liege im Wasser, Dominique, so hilf mir doch!“

Sie rieb sich die Augen und sah, daß die Garonne bis an die Fenster des Hauses gestiegen war. Gaston lag noch sicher in seiner Grasmulde, aber seine Schenkelstümpfe tauchten schon in das schmutzigbraune Wasser. Sie zerrte ihn auf die Hügelkuppe und legte ihn an ihre Seite. Sein Atem ging schwer und seine Augen schauten sie vorwurfsvoll an: „Wie kannst du mich so vernachlässigen, Dominique? Jetzt friere ich. Du kannst etwas dagegen tun, wenn dir kalt ist, du kannst umherlaufen und mit Armen und Beinen um dich schlagen. Aber ich?“

„Aber du mußt eben frieren“, gab sie gereizt zur Antwort.

Er neigte mühsam den Kopf zur Seite und drückte die Stirn auf ihren Handrücken. „Ich habe solche Angst. Glaubst du, daß das Wasser noch steigt?“

„Schon möglich“, sagte sie und entzog ihm ihre Hand.

Er atmete flach und rasch und schaute mit ruckenden Augäpfeln zum entfesselten Fluß hinüber, der in Ufernähe glatt und ruhig war und erst draußen, einen Steinwurf von ihnen entfernt, zu einem reißenden Strom wurde. Plötzlich brach er in Tränen aus. „Was wirst du tun, wenn das Wasser kommt?“

„Ich werde zu schwimmen versuchen.“

„Und ich?“

„Du kannst eben nicht schwimmen.“

Er schluchzte auf und reckte den Hals, um mit der Stirn ihre Hand zu erreichen. „Nicht wahr, du wirst mich mitnehmen? Ich lebe doch so gerne, und das Ertrinken ist für mich genauso schlimm wie für einen, der alle seine Glieder hat.“

„Ich kann dich nicht mitnehmen“, antwortete sie, „und ich will auch gar nicht.“



Es wurde heller, und der Strom kam näher. Auf seinem gelben Rücken trug er Planken, Hausgerät und entwurzelte Bäume vorüber. Auch die Strömung kam näher, je höher das Wasser stieg. Vom Haus waren nur mehr die Fenster des oberen Stockwerks zu sehen, und Dominique dachte: „Mein schönes, stolzes Haus!“ Sie sah es langsam untertauchen und hörte Gastons verzweifelter Weinen an ihrer Seite: „Die Garonne! Sie wird uns überschwemmen. Du wirst mich retten, nicht wahr? Du wirst mich nicht ertrinken lassen.“

„Ich muß sehen, wie ich mich selber rette“, erwiderte sie. Es war entnervend, ihn weinen zu hören, und sie wünschte, das Wasser stünde schon hoch genug, um ihn stillzumachen.

„Ich will dir doch nicht im Wege sein“, beschwor er sie. „Bin ich dir denn bisher im Wege gewesen? Kein Wort habe ich gesagt, wenn ich hören mußte, wie Pierre nachts in unser Zimmer kam. Pierre würdest du nicht ertrinken lassen, aber bei mir, da wartest du bloß darauf, daß das Wasser mich mitnimmt. Ja, ich weiß, ich habe nicht das Recht, auf der Welt zu sein. Aber er hat alle Rechte, nicht wahr? Pierre! Was ist er denn schon? Stell ihn dir ohne Arme und Beine vor, dann ist er nicht besser als ich.“

Währenddessen stieg der Fluß und deckte den Giebel des Hauses zu. Die Hügelkuppe wurde zu einer Insel, so groß wie ein Tisch, an der die braune, gewaltige Flut Äste und Planken, Masten und ertrunkene Tiere vorbeitrug. Eine halbe Stunde später gab es keinen trockenen Boden mehr. Dominique saß bis zu den Hüften im Wasser, den verstümmelten Körper ihres Mannes im Schoß und stemmte sich gegen die Strömung, die von Minute zu Minute stärker wurde. „Wir ertrinken!“ brüllte Gaston. „Laß mich nicht los!“ Das Wasser rann ihm über die Brust und schlug ihm an das Kinn. Dominique hob sich auf die Knie und zog ihn mit sich empor. Nur ein Strauch ragte neben ihr aus dem Wasser, an dem sie sich festhielt, um nicht fortgerissen zu werden. Mit dem anderen Arm umklammerte sie Gaston.

Ich werde schwimmen müssen, dachte sie, ich kann nicht warten, bis meine Kraft verbraucht ist. Da erblickte sie flußaufwärts ein Boot, das rasch näherkam und auf sie zu hielt. Pierre! — schoß es ihr durch den Kopf. Zugleich mit ihr hatte auch Gaston das Boot erblickt. Sein vor Angst entstelltes Gesicht leuchtete auf, und er schrie: „Wir werden gerettet! Wir brauchen nicht zu ertrinken, Dominique! Ihr nehmt mich auch in das Boot, nicht wahr? Sag, daß du mich mitnehmen wirst!“ — „Aber ja“, keuchte sie, „wenn es möglich ist, nehme ich dich mit.“ — Dabei dachte sie unentwegt: Herrgott gib, daß das Wasser ihn mir entreißt. Aber sie spürte, daß ihre Arme noch stark genug waren, ihn festzuhalten. Wenn sie ihn loswerden wollte, mußte sie ihn absichtlich fallen lassen.

Das rettende Boot kam näher, und es war wirklich Pierre, der darin saß. Schon von weitem rief er ihr zu: „Steig rasch ein, wenn ich vorbeikomme; ich kann mich gegen die Strömung nicht halten.“ — Sie starrte ihm entgegen und vergaß für Sekunden Gaston. Als sie ihm ihre Aufmerksamkeit wieder zuwendete, sah sie, daß sein Kopf untergetaucht war. Unter einer trüben Wasserschicht konnte sie, durch Strömung und Brechung gespensterhaft verzeichnet, seine aufgerissenen Augen erkennen, den wild schnappenden Mund und den Ausdruck voll Qual und Panik in seinen Zügen. Sie hob ihn auf und umschlang ihn fest. An ihrer Brust konnte sie das wilde Pochen seines Herzens

spüren. Er hustete und keuchte und brachte zuerst kein Wort heraus. Endlich bekam er wieder Luft und schrie: „Ich habe Wasser in die Lungen gekriegt. Es war grauenvoll. Laß mich nicht mehr untertauchen, ich bitte dich!“

Das Boot schoß heran, auf den Wellen springend wie ein wildes junges Pferd. Es war ein ganz kleines Boot, nur für einen Mann gebaut. Aber zur Not würde es auch zwei tragen.

„Steig ein!“ rief Pierre, und sie rief zurück: „Wir müssen Gaston mitnehmen.“

„Unmöglich!“ schrie Pierre, „das Boot ist zu klein!“

Er erreichte sie und griff nach den Ruten des Strauchs, der neben Dominique aus dem Wasser ragte. „He! Überleg nicht lang und komm!“

„Es geht nicht“, sagte sie, „Gaston ertrinkt.“

Pierre nahm ihre Antwort nicht zur Kenntnis und hielt ihr das Ruder hin. Um es ergreifen zu können, mußte sie Gaston fallen lassen. Da fing er zu schreien an, nicht den Namen Gottes, sondern ihren Namen: „Dominique! Dominique! Dominique!“

Sie griff nicht nach dem Ruder, sie hielt ihren Mann. Da riß der Zweig, und das Boot trieb fort. Pierre reckte ihr noch die Arme entgegen, und wenn sie wollte, konnte sie ihn schwimmend erreichen. Aber sie zögerte zu lange, und die Strömung war zu stark. Die Garonne trug das Boot und Pierre davon.

Das Wasser reichte Dominique schon an die Brust und stieg unaufhörlich. Die Kälte machte ihre Glieder starr und kroch zu ihrem Herzen. Sehr bald würde sie nicht mehr die Kraft haben, den Strauch zu umklammern, der ihr Halt gab, dann nahm der Fluß sie mit, sie und Gaston. Doch daran dachte sie nicht. Sie stemmte sich gegen den reißenden Strom und hielt den Kopf ihres Mannes über Wasser, der unaufhörlich ihren Namen schrie.

(Copyright by Joseph Kalmer, London)

## AUF DER STRASSE

Manchmal auf der Straße  
steckt ein Blick  
mit Widerhaken  
sich in meine Augen fest.

Ich weiß nicht  
welche Hand  
den Text  
auf seinem Gesicht schrieb.  
Ich weiß nicht  
wie die Röhren  
hinter dieser Stirn  
geschaltet sind.  
Ich kenne nicht einmal  
die Farbe seiner Augen.

Aber ich trage diesen Blick  
lange, wund und blutend  
mit mir herum.

Wenn ich ihn wiedersehe...  
Nein. — Nichts.

*Gerhard Portele*

## Die Scharmützel-Fabel

### Das Geplänkel

Grashorchers Freund Gutdünk kam neulich. Er weiß immer was Neues. Es ist erstaunlich — wirklich erstaunlich, da er nie über einzelne Mitbürger spricht, sondern nur über Zusammenhänge einer Mitbürgerschaft. Das macht den Gutdünk so unbefangen. Seine Schilderungen sind thematisiert und deshalb klatschlos. Den Dorftrottel, den sie trafen als Grashorcher ihn von der Poststation holte, würdigte er nur in der Feststellung: „als ich vor zwei Jahren hier war, sind wir ihm auch begegnet.“ Dann sprach er von Inzucht, beispielsweise im Hinterwäldischen. Grashorchers Heimat betraf das nicht — nicht das Oberseenland.

Um nicht deutlich werden zu müssen, bezog Gutdünk auch nichts auf klimatische Einflüsse. Vielmehr begann er von Kartoffel-Inzucht zu reden: „auch die werden auf gleichem Mutterboden nach zwanzig Generationen — was in der Kartoffelsprache zehn Jahre bedeutet — matschig. Im verkartoffelten Sinne ist das das gleiche wie epileptisch.“

Von Grashorchers Freund Schulterklopfmich wurde Gutdünk zuvorkommend empfangen und ‚Chef‘ tituliert. „Mit diesem civilen Militarismus überschätzen sie mich“, entgegnete Gutdünk. Grashorcher spitzte die Ohren. Das Wort ‚Militarismus‘ war ihm Greuel I. Und erklärlicherweise das ‚civile‘ Greuel II. „Setzt civiles nicht Militarismus voraus?“

„Definitionen sind Glückssache“, beantwortete Gutdünk Grashorchers Einwurf. Schulterklopfmich verstand das zwar nicht, aber er war entschlossen, Gutdünks Ansichten zu teilen. Er nickte, „jawoll Chef“. Dann erzählte er, bis ins Kaiserreich reminiscierend, das Märchen von der Knopfgabel — treudeutsch ohne orientalischen Einschlag. Anflug romantischer Sentimentalität vermittelte die liebevolle Betonung des alten Putzmittels ‚Sidel‘. Oftmals wiederholt wirkte diese Bezeichnung wie ein Stimmungswort.

„Man kann sich an das Wort ‚Chef‘ auch gewöhnen“, dünkte es Gutdünk. Er war gewohnt in Kreisen zu denken — „nach zwanzigmal werden Kartoffeln matschig“. Mit diesen Worten, die er an Grashorcher richtete, verriet er die erste Umdrehung seiner Gedankenbahn. — „Du bleibst doch immer der Alte“, sagte Grashorcher. — „Pfui Teufel, auch das ist matschig, nicht wahr Schulterklopfmich?“ — „Klar Chef“, war die Antwort.

Emma rief, das Essen sei fertig und schlug mit einem Klöppel siebenmal auf den Gong. Als Grashorcher, Schulterklopfmich und Gutdünk darauf zur Haustüre eilten, ertönte ein achtes Mal ein dem Gong ähnlicher Klang.

„Das ist unser Dorftrottel, der am Gartenzaun blökt, Chef“, erklärte Schulterklopfmich. „Danke Chef“, suchte ihn Gutdünk auch in der Stimme nachzuahmen. Doch das mißglückte und klang wie ein neunter Gongschlag.

„Hoffentlich ist das Essen inzwischen nicht matschig geworden?“, fragte Grashorcher Emma, die gerade mit einem zehnten Gongschlag zu etwas Eile ermuntern wollte.

„Kartoffelsuppe muß matschig sein“, antwortete sie.



## Die Schlacht

Es war ein Fehler, daß es Schnaps zur Kartoffelsuppe gab. „Bodenlos wird der wirken“, sagte Gutdünk und nippte am Glase. „Grundlos Chef“, verbesserte Schulterklopfmich. Gutdünk zwinkerte hämisch: „Ist doch das selbe wie bodenlos“.

„Was habt Ihr gegen Kartoffelsuppe“, sagte Emma. Grashorcher wischte sich Suppenreste aus dem Bart. Eindeutig war das. Jedenfalls sagte Emma: „Siehst Du, sie ist doch ganz klebrig.“

„Schnaps aus Kartoffeln ist besser als Schnaps auf Kartoffeln“, Gutdünk feixte. „Ex“, sagte Schulterklopfmich. Ohne Comment tut der nichts, dachte Grashorcher. — Jeder hatte eine Patrouille gemacht, um die Stärke der anderen festzustellen.

Emma trug die Terrine heraus: „Die Männer laß ich alleine“. Nun waren die Fronten klar. Merkwürdig war es, wie jeder das spürte. Das war so hereingerutscht in die Drei. Eine Redewendung mag es verursacht haben.

Vielleicht war es ungeschickt, dachte Grashorcher, vom civilen Militarismus zu reden — aber so schlimm ist das nicht: ich erwarte Freund Wachsgras noch.

Schulterklopfmich schenkte die Gläser voll. „Darauf zurückzukommen“, sagte Grashorcher, „natürlich kann das Civile auch selbständig sein“. — „Zur Inzucht werden“, entgegnete Gutdünk — „Und blöken, Chef!“ — Schulterklopfmich war Zwölfender, dachte Grashorcher. Gutdünk beglückte die Feststellung einer zweiten Umdrehung seiner Gedankenbahn.

Endlich kam Wachsgras. Er setzte sich dicht an Grashorchers Seite. „Ich störe vielleicht“, sagte er. — „Es sind nur zwölf Schnäpse nachzuholen“, Schulterklopfmich krepelte sich die Rockärmel hoch, „stimmts, Chef?“ — „Chef klingt nach neuem Faschismus“, sagte Wachsgras, ohne zu ahnen, wie heikel das Thema schon war.

„Sind Sie mehr für Civil oder Uniform?“, fragte ihn Gutdünk. „Ich bin Pazifist“, war die Antwort. Grashorcher sagte „Bravo“. — „Im anständigen Sinn bin ich das auch“, sagte Schulterklopfmich. Gutdünk meinte, „man sieht, daß Begriffe auch matschig sind.“

„Man muß sich verteidigen dürfen. Das ist mein Pazifismus. Und Ihr?“, sagte Schulterklopfmich reichlich laut — „Wir?“ — „Ja, Ihr, was treibt Ihr denn immer?“ — Wachsgras zupfte sich jetzt am Bart. Er wuchs ihm ebenso prächtig wie seinem Freund. — „Ihr seid Militaristen in puncto Bart.“

„Gegen Spitzbärte waren Marinesoldaten die ersten Revolutionäre — gegen Inzucht zu Wasser.“ — „Chef!“, sagte Schulterklopfmich entrüstet. — „Es geht zu weit, ein Schmuckstück politisch zu werten.“ — „Nicht ganz zu unrecht, Herr Wachsgras“, erwiderte Gutdünk, „Bedenken Sie, auch ein Orden ist Körperbehang“ — „Und erst Ahnenkult, Chef“ — „Nun das ist eher Körperzusammenhang“, verbesserte Gutdünk. — „Aber politisch seit Hitler.“

„Unantastbar, Herr Schulterklopfmich“, sagte Wachsgras. Und Grashorcher sagte: „Schulterklopfmich, Deine Anspielungen gehen zu weit. Es ist unpolitisch, wenn ich mit Wachsgras nach einem Anherrn suche — aber hochinteressant, wie die Nachkommen eines Mannes, der vermutlich das Gras wachsen hörte, so verwandt und so unterschiedlich heißen“. — „Nach zehn Generationen kann man sogar Kartoffeln nicht mehr Kartoffeln nennen.“

Zur Bekräftigung goß Schulterklopfmich eine neue Schnapsrunde ein. Und als auf sein ‚Prost‘ die Bartmänner paßten, schenkte er sich einen weiteren ein und schleuderte — wie eine Billardkugel gedreht — das volle Glas gegen Grashorchers rechte Backe. Es prallte ab und flog gegen die linke Backe von Wachsgras. Dann ging die Keilerei los.

Die Pazifisten behielten recht — sie wurden besiegt, obschon Gutdünk nicht auf seiten von Schulterklopfmich stand. Er war verschwunden, um den Dorftrottel zu suchen.

Grashorcher, Wachsgras und Schulterklopfmich lagen unter dem Tisch, als Emma mal nach dem rechten sehen wollte. Kartoffelsuppe scheint doch nicht das Beste zu sein, dachte sie.

Gutdünk kam wieder und brachte den Dorftrottel mit. Als sei er Kriminalist, stürzte er sich auf die leere Schnapsflasche und roch daran.

## Der Friede

Der schöne Tag war zu Ende. Mit schwerem Kopf lag jeder in seinem Bett. Grashorcher drehte sich alles. Wenn er am Bettzipfel Halt finden wollte, knisterte etwas in seiner Matratze. Er horchte vergeblich, es war nur Seegras.

Er machte Licht. An der Wand rotierte langsam sein Ahnenbild. Wie im Lachkabinett wurde der Vorfahr mal nudeldick und ein Zwerg, mal faden-schlank und ein Riese. Einmal glich sein Gesicht dem Langschädel Wachsgras, einmal dem eigenen Konterfei. Als es dann immer schneller rotierte, glich es einer Kartoffel.

Warum nicht kotzen? — Grashorcher überlegte zunächst, ob es ziviler oder militärischer sei: es zu tun, oder es sich zu verbieten. Er kam zu keiner Lösung.

Plötzlich ruckte sein Magen und die Bescherung kam ganz von selber. Hinterher war ihm wohler. Und er fand die schöne Erkenntnis, daß eine civile oder militärische Haltung unabhängig von eigener Entscheidung ist.

Wie unpolitisch ist dagegen ein Ahnenpaß, dachte er und schlief ein.

Schulterklopfmich hatte schnell seine Fassung wieder. Er ging aufrecht nach Hause und kontrollierte daheim als erstes im Spiegel sein Aussehen. Ihn überkam die Lust, sich selbst auf die Schulter zu klopfen — dabei ging der Spiegel kaputt. Mit einem Ekel vor allen Unzuverlässigkeiten legte er sich ins Bett.

Das waren andere Zeiten, als ich noch Feldwebel war. Den Chef damals Chef zu nennen, war Ehrensache — mir soll mal einer erklären, was an dem Wort ‚Chef‘ eigentlich dran ist. Es gibt heute noch Kaiserstraßen und ...? Wir sagen nicht einmal ‚Heil Chef‘. Eine Gaunerzinke soll ja nicht jeder verstehen.

In der Verteidigung Friedensengel spielen? Schulterklopfmich tippte sich auf die Stirne: das ganze Problem ist geistig — wir haben es immer verstanden, aus Leuten Menschen zu machen.

Vor dem Einschlafen piffte er das alte Trompetensignal: Kartoffelsupp, Kartoffelsupp — ein gutes Symbol für den Frieden.

Wachsgras erschien im Traum eine Fratze: ein Lumpenhändler mit umgehängtem Nikolausbart. In seinem Sack zappelte ein Mensch. „Da ist Grashorcher drin“, sagte der Kerl, „was haben denn Sie zu verkaufen, Chef?“

Wachsgras erwachte vor Schreck — doch es hatte nur jemand an seinen Fensterladen geklopft. Schließlich war es schon Mittag.

Als er das Fenster geöffnet hatte, stand draußen ein Kerl, der sagte: „Chef — alter Mann bittet um eine kleine Gabe.“

Hinterher dachte Wachsgras, „wie kommts, daß ich dem Halunken drei Mark gab? — denk einmal nach Chef!“ — dabei biß er sich auf die Zunge.

Gutdünk lag friedlich im Bett. „Ein Gewitter reinigt die Luft“, dachte er. „So denken die Menschen auch, wenn sie Kriege beginnen“, dachte er wiederum. — „Und wenn sie Frieden wollen, denken die Menschen, sie werden es weiter bringen ohne Gewitter“, dachte er dann. „Und wenn dann... wenn sie dann“, dachte er schließlich, „dann ist auf einmal die Luft nicht mehr rein“.

„Verdammte Inzucht — alles gleicht dem Kartoffelbau — von Zeit zu Zeit umgraben, sonst gibt es Kartoffelsuppe — dann das Gewitter.“

„Emma trug die Terrine heraus — das war rechtzeitig. Der Dorftrottel roch an der Schnapsflasche — das war zu spät.“

„Das Heil liegt in der Umdrehung unserer Gedanken — darf ich nun schlafen?“, fragte sich Gutdünk.

## Moral

In einer Scharmützel-Fabel steckt keine Moral!

## HISTORIE

Männer trugen über den Platz eine Fahne.  
Da brachen Centauren aus dem Gestrüpp  
Und zertrampelten ihr Tuch  
Und Geschichte konnte beginnen.  
Melancholische Staaten  
Zerfielen an zweifelhaften Straßenecken.  
Redner hielten sich  
Mit Bulldoggen bereit,  
Und die jüngeren Frauen  
Schminkten sich für die Stärkeren.  
Unaufhörlich stritten Stimmen  
In der Luft, obwohl sich  
Die mythologischen Wesen längst  
Zurückgezogen hatten.

Übrig bleibt schließlich die Hand,  
Die sich um eine Kehle legt.

*Karl Krolow*



# LITERARISCHE RUNDSCHAU

## Siehe da - ein deutscher Schriftsteller

Über Johann Georg Forster, der nur 40 Jahre lebte, 1754 — 1794, ist in Literaturgeschichten und Geschichtsbüchern nur wenig Gewisses und viel Widersprechendes zu finden. Aus mehreren Gründen. Sein Werk blieb Bruchstück wie sein Leben. Dennoch war Vieles, Vielartiges, Vielgestaltiges von seinem Werk vorhanden und viel Zeugnisse über sein Leben, besonders ein gewaltiger Briefwechsel. Aber all dies Material ist verstreut, im wahrsten Wortsinn, über die ganze Erde, ruht noch verborgen in ungesichteten Archiven, ist verschwunden, vernichtet und verloren, und manches Dokumentarische wurde irreführend verfälscht, etwa die von seiner eigenen Frau Therese herausgegebenen Briefe (ein Gegenstück zu den Fälschungen der Elisabeth Foerster-Nietzsche von Briefen ihres Bruders). Er war eine jener problematischen, abenteuerlichen, weitunggetriebenen, universalgebildeten und auf vielen verschiedenen Gebieten unablässig tätigen Gestalten des 18. Jahrhunderts, die, wie die hilflose Frage lautet, „nicht einzuordnen sind“, und deshalb von den Zeitgenossen nicht verstanden, später von der Geschichtswissenschaft vernachlässigt werden.

Gehört Forster denn aber in die Geschichtswissenschaft — oder in die Literaturgeschichte — oder in die Naturgeschichte? Oder gehört er gar in die Politik, da er als einziger national und international bekannter deutscher Intellektueller für die französische Revolution sich aktiv betätigte, als führendes Mitglied des Mainzer Klubs, als Vizepräsident des Nationalkonvents der Rheinischen Republik und schließlich als deren Deputierter in Paris selbst.

Forster stand zwischen oder vielmehr in fast allen Bewegungen des 18. Jahrhunderts. Manche Beurteiler sehen in ihm einen Nachläufer der Aufklärung, einen Überläufer von Wissenschaft und Entdeckertum zum wildesten Radikalismus; andere betrachten ihn als Vorläufer der Romantik, der vergleichenden Anthropologie und der Entwicklungsideen des 19. Jahrhunderts, der vergleichenden Sprach- und Literaturgeschichte, des völkerverbindenden Welthandels, der politischen Publizistik, ja der Kenntnis vom Fliegen und von der Atomspaltung. „Er hat viele Tore geöffnet, durch die andere eintreten konnten.“

Forster hat die Küsten aller Erdteile gesehen, und er sehnte sich zeitlebens vergeblich nach der Wunderinsel Tahiti zurück, auf der er als Jüngling gelebt hatte und die durch die Schilderung seiner Weltreise mit Cook zum Symbol des Lebens in Glück und Freiheit geworden war — jenes Tahiti, zu dem 100 Jahre nach Forsters Tode ein anderer unsteter Sehnsüchtiger, der Maler Paul Gauguin, wirklich ein zweites Mal zurückkehrte, um dort zu sterben. Fünfzehn Jahre nach Forsters Heimkehr, als für ihn alle Verhandlungen mit Rußland und England über weitere Weltfahrten gescheitert waren, fuhr er im Frühjahr 1790 bescheiden den Rhein hinab mit dem berühmten Schauspieler August Wilhelm Iffland und mit dem jungen Alexander von Humboldt, desesn Freund und Berater er war, und der noch als Neunzigjähriger der anregenden Gemeinsamkeit mit dem längst verstorbenen Gefährten ge-

dachte, „durch den — so schrieb er — eine neue Ära wissenschaftlicher Reisen begann, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist.“ Aus dieser Rheinreise erwuchs Forsters am meisten gelesenes und einflußreichstes Buch „Ansichten vom Niederrhein“ — das Fragment blieb.

Als Gelehrter wie als Publizist schrieb Forster ein allgemein verständliches, gedankenreiches, funkelndes Deutsch. So wurde er einer der ersten deutschen Schriftsteller in jener Kunst des kritischen Essays, die neben Epik, Lyrik und Dramatik, wie oft gefordert, als vierte Literaturgattung gelten sollte. Als Forster seine naturwissenschaftlichen, völkerkundlichen, politischen Schriften und Reiseschilderungen veröffentlichte, gab es in Deutschland, so schreibt er selbst, „siebentaused Schriftsteller, aber keine öffentliche Meinung“. In einem Lande, das noch kein Nationalbewußtsein, keine politischen Parteien und keine Menschenrechte kannte, wurde er, wie der Romantiker Friedrich Schlegel frühzeitig anerkannte, Gründer und Verkünder einer öffentlichen Meinung. Forsters Beispiel folgten viele literarische Publizisten des 19. Jahrhunderts, vor allem Heinrich Heine, der in Paris zu jener Dachstube in der Rue des Moulins verehrend hinaufstieg, wo in Armut und Not der Mann zugrunde gegangen war, der von den Deutschen geschrieben hatte, daß „die eine Hälfte allen Menschenrechten ins Angesicht trotz, und die andere so träge und stupide ist, daß sie sich aller Menschenrechte unwürdig erweist. Was soll aus einem solchen Volke mit solchen Herren und solchen Edlen werden?“

Dem immer Suchenden, niemals Erfüllung Findenden, niemals Glücklichen, wurde sein kurzes Leben zu einem langen, schweren, leidensvollen Weg, bis er in den letzten Jahren seines die wirkliche und die geistige Welt durchforschenden Lebens dennoch zu vermeintlicher Erfüllung gelangte. Der oft Kränklliche glaubte, wie Nietzsche, daß nur Krankheit zu wirklicher Gesundheit führe, und so glaubte er auch, daß Revolutionen die Krankheiten der Menschheit seien, die zu gesunden Zuständen führen müßten. Deshalb begrüßte er nicht nur wie anfangs so viele der geistig Großen in Deutschland, von Herder und Kant zu Goethe und Schiller, die französische Revolution, sondern er reihte sich ihr als Kämpfer und Diener ein, als jene sich schon von ihr abgewandt hatten. Aber diese vermeintlich endliche Erfüllung bedeutete sein tatsächliches Ende in tödlicher Krankheit und im Zusammenbruch seiner Persönlichkeit — als er nach dem anscheinenden Triumph seiner Humanitätsideen in der Ausweglosigkeit jakobinischen Terrors und privaten Mißgeschicks zu tiefstem äußerem und innerem Elend und wahrscheinlich gar zum politischen Denunzianten herabsank.

In unserem Jahrhundert, das der Epoche Forsters so ähnlich ist in der Auflösung der allgemeinen Gesellschaftsordnung und der Neuorientierung durch wissenschaftliche Entdeckungen, haben das leidvolle Leben und der schwierige Charakter Forsters einen hervorragenden Publizisten unserer Zeit, Kurt Kersten, in seiner Jugend derartig erregt und angeregt, daß er mehr als vierzig Jahre seines eigenen Lebens an der Aufhellung von Forsters dunklem Dasein mit beispielloser Emsigkeit, unermüdbarem Spürsinn und staunenerregender Kombinationskraft gearbeitet hat, in vielen Städten Europas, in den Ländern seines Exils und in Amerika, um jetzt eine meisterhafte Biographie in musterhafter Sprache und Darstellung vorzulegen.

Aber Kerstens Buch „*Der Weltumsegler*“ (Frankfurt/M. 1957, Europäische Verlagsanstalt. 396 S. DM 19,80) ist mehr als eine Lebensdarstellung, denn er entwickelt Forsters seltsame Persönlichkeit aus dem äußerst komplizierten Gewebe des 18. Jahrhunderts. Georg Forster, geboren im polnischen Gebiet an der Ostsee, das später preußisch wurde, aufgewachsen in der russischen Wolgasteppe und in England, nahm als Begleiter seines gelehrten, aber aufbrausend-tyrannischen Vaters, der ihn in roher Zucht mehr mißhandelte als erzog, in ganz jungen Jahren an Cooks dreijähriger Weltumseglung teil, die nach besonders gründlicher Erforschung der Südsee bis zur Antarktis vordrang. Dies gibt Kersten Anlaß, nicht nur eine Geschichte der Erkundung des Pazifischen Ozeans mit allen dazugehörenden politischen Intrigen zu geben, sondern auch das phantastische Suchen nach einem damals vermuteten, aber nicht vorhandenen Kontinent in der Südsee zwischen Australien und Südamerika zu schildern.

Nach dieser Weltreise, die sein größtes und einflußreichstes Erlebnis blieb, wird vergebliches Suchen und Hoffen das tragische Symbol von Forsters Dasein. Jedes große Unternehmen seines Lebens scheitert schon vor dem Beginn. Als der junge Forscher seine erste Professur in Kassel ausübt, versklavt er sich als Mitglied der Rosenkreuzer. Kersten enthüllt mit kritischer Klarheit die Entstehung und Wirkung dieses unheimlich-geheimnisvollen Bundes, der Forster und seinen besten Freund, den Anatomen Sömmering, zwang, statt unbekannter Kontinente der Erde oder der Wissenschaft nun die Herstellung von künstlichem Gold jahrelang in düsteren Laboratorien zu suchen. Forster hoffte, sein Heil sowohl in der Aufklärung wie in der mystischen Schwärmerei seines Jahrhunderts zu finden, weil beide Bewegungen an die stete Verbesserung des Menschen glaubten. Dies aber glaubte auch die französische Revolution, und so war es ganz folgerichtig, daß er am Ende seines Lebens von der Revolution jene Glückseligkeit und Freiheit erwartete, die er zum ersten Mal als Jüngling auf Tahiti erfahren hatte.

Kersten füllt den breiten farbigen Hintergrund von Forsters Leben mit den überaus vielen berühmten und absonderlichen Zeitgenossen, denen Forster begegnete. Er streut überraschende Kurzbiographien der weniger bekannten Gestalten ein, ohne darüber die Beziehungen Forsters zu Alexander und Wilhelm von Humboldt, zu Benjamin Franklin, Goethe, Herder, Lessing und zu dem noch immer zu wenig gekannten, aber wohl schärfsten deutschen Geist des 18. Jahrhunderts, zu G. Chr. Lichtenberg, zu vernachlässigen. Kersten analysiert die Hauptschriften Forsters, zeigt Einflüsse anderer und besonders das Neue darin auf, nutzt zahllose in aller Welt verstreute Briefe, Dokumente, und sogar Material, das im Zweiten Weltkrieg verloren gegangen ist. Er vergißt nicht, daß Forster als Erster die Gotik in der Architektur romantisch-metaphysisch darstellte, und daß er die erste deutsche Übersetzung des indischen Dramas „*Sakuntala*“ schuf, das in seiner Übertragung soviel bewundert wurde, besonders von Goethe, den Humboldts, Schlegel und von Herder, der nach Forsters Ende sagte: „Seit Forsters Tod ist der Faden zerrissen, der uns mit den Gedanken anderer Nationen verknüpft.“

Trotz all seiner Freunde, seiner Entdeckungen, seiner Vielseitigkeit hat aber Forster stets in Armut und Schulden gelebt. Schließlich fühlte er sich, wie Kersten sagt, „betrogen um die Kindheit, betrogen von russischen Aristokra-



ten, von britischen Seelords, deutschen Rosenkreuzern, polnischen Adligen und auch noch von der eigenen Frau.“ So ist es nicht verwunderlich, daß er, im November 1791, in einem Brief an seinen und Goethes Freund, Friedrich Jacobi, schreibt: „... das ganze Jahr hindurch habe ich unablässig mit eiser-nem Fleiß und großer Anstrengung des Geistes gearbeitet. Meine Kräfte sind erschöpft... nichts gedeiht mir, je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu ge-winnen, desto ärger zerrinnt mir's unter den Händen.“ Und zum Schluß bricht er in den Verzweiflungsschrei aus: „Siehe da — ein deutscher Schrift-steller!“ Aber er war nicht einmal das, denn er wurde niemals Deutscher oder Angehöriger eines der damaligen etwa 300 deutschen Staatsgebilde. Er blieb ein Staatenloser — doch fast keiner seiner Zeitgenossen, vielleicht er selbst nicht, wußte, daß er ein bedeutender Weltbürger war.

Die Lebensarbeit Kerstens über Forsters Leben klärt und erklärt deutlicher und umfassender als alle bisherigen Versuche die Wirrnis in Forsters Existenz und die Werte des Verkannten. Kersten weiß, daß auch sein Buch nicht voll-ständig ist, nicht vollständig sein kann. Aber es ist zu hoffen, daß diese vor-läufig ausführlichste Biographie die Nichtachtung oder Verachtung, mit der einst die meisten Zeitgenossen den zur französischen Revolution Übergegan-genen abtaten, sich wandelt in Achtung vor einem unglücklichen Sucher, der mehr fand, als man bisher wußte, und der tiefer und weiter hätte wirken können, wenn man ihn gehört hätte.

*Kurt Pinthus*

### „Sie überdauerte das Geschrei der Mörder“

Vor zehn Jahren begann, gleichsam ein Nachhall des großdeutschen bethlehemi-tischen Mordes an Millionen jüdischer Kinder, die zarte Stimme Anne Franks zu tönen — stellvertretend für die Scharen der kleinen Märtyrer, die mit ihr den gleichen Weg der äußersten Qual be-schreiten mußten: man hatte damals in dem Versteck der Franks in einem Am-sterdamer Hinterhaus jenes Tagebuch ge-funden, dem das Kind sein Dichten, Träumen und Fühlen anvertraut hatte und das die nazistischen Schergen acht-los auf den Boden geworfen hatten, als sie endlich durch Verrat der unglück-lichen Juden habhaft geworden waren.

Vor einem Jahre zogen zum ersten Male zweitausend Hamburger Schulkinder, Jugendliche und Studenten, von nichts anderem als von der Liebe zu Anne Frank geleitet, zum Golgatha des KZ Bergen-Belsen, wo die Vierzehnjäh-rige noch kurz vor dem Kriegsende um-gekommen ist und wo ihre armen Reste irgendwo unter Zehntausenden Gemor-deter ruhen. Dieser Pilgerzug zu der ge-mordeten jüdischen Schwester überzeugte uns weit mehr als die offizielle „Woche

der Brüderlichkeit“, die eine ganz anders geartete Wirklichkeit verdeckt. Als wir von dem Zuge der Schuljugend hörten, die Bilder sahen und die Worte lasen, die Jugendliche — darunter ein ehema-liger Hitlerjunge, der Israeli geworden ist und seit fast neun Jahren in der Negerwüste arbeitet — an den Gräbern sprachen, da gewannen wir eine geringe Hoffnung, es könne sich in der materia-listischen, die grauenvolle Vergangenheit leugnenden, die Mörder absolvierenden und rehabilitierenden Bundesrepublik doch noch eine Wiedergeburt anbahnen, wenn auch nur bei verhältnismäßig weni-gen; denn unbestreitbar bleibt die tief beunruhigende Statistik, daß 30 Prozent der deutschen Bevölkerung eindeutige Antisemiten sind und 88 Prozent ebenso eindeutig erklären, an der Frage des Antisemitismus gänzlich uninteressiert zu sein; der weitaus größte Teil der Deut-schen verdrängt die dreizehn Schreckens-jahre und wird nie das geringste zur Überwindung des Antisemitismus bei-tragen. Die hieraus sich ergebenden Be-drohungen für die Zukunft mögen an dieser Stelle unerörtert bleiben.

Dann erschien die Tragödie Anne Franks, wiederum gleichsam stellvertre-

tend, auf der Bühne, „mehr als ein Theaterstück — ein Requiem“, wie der Regisseur der Hamburger Aufführung schrieb. Viele Bühnen spielen dieses Requiem des deutschen Judentums, aber noch ist es zu früh, eine endgültige Schlußfolgerung über die Wirkung auf die Zuschauer in Deutschland zu ziehen und zu zeigen, wie weit die zu nichts verpflichtende Rührung des Augenblicks reicht und wo der Wille erwacht, dem Antisemitismus mit Taten entgegenzutreten.

Für Amerika endlich ist Anne Frank — wie könnte es anders sein — ein willkommenes Filmgeschäft: man hat neuerdings die achtzehnjährige Millie Perkins ‚entdeckt‘, die auf dem Wege über die Märtyrerin von Bergen-Belsen und eine entsprechende Reklame Karriere machen kann und machen wird. Schon bringt eine der meistgelesenen deutschsprachigen Frauenzeitschriften eine Bilderserie und man sieht die neue Diva „in der Pose schon ganz Anne Frank“, denn die richtige Pose, in der das Kind von Bergen-Belsen verhungerte, das ist es, was interessiert. Und wo als das letzte schauernde Erinnern nur noch Psalm 137 oder Matthäus 2, 16 denkbar sind, da lesen wir unter einer Großaufnahme mit den eingelernten Krokodilstränen: „Millie Perkins kann weinen wie ein kleines Kind“; auch die Tränen Anne Franks sind nur als ertragreiches Filmkapital brauchbar. Wir haben hierzu nichts weiter zu sagen — „die Presse applaudiert. Millie lächelt.“

Doch es gibt auch eine entgegengesetzte Möglichkeit, nämlich die Möglichkeit, das Gedächtnis Anne Franks ehrfurchtsvoll zu bewahren. *Ernst Schnabel* ist im Auftrage des Verlages S. Fischer in Frankfurt ihrem Leben und Leiden, der „*Spur eines Kindes*“ (dies der Titel seines Buches. Ein Bericht, Band 199 der Fischer-Bücherei. 157 S. DM 2,20) nachgegangen; er hat Zeugnisse gesammelt, zweiundvierzig Zeugen zugehört, Leidensgefährten und -gefährten sowie den überlebenden Vater aufgesucht, und er hat das Erfahrene niedergeschrieben, unpathetisch, fast im Stile einer alten Märtyrerlegende, auf daß die Stimme dieses Kindes, „vielleicht die schwächste von allen“, fort töne, doch stärker als „das Geschrei der Mörder“, als „die Stimmen der Zeit“, die das Unfaßbare ausgeheckt, das Unsühnbare begangen,

das Unausdenkbare verbrochen. Alle bundesdeutschen Sender haben zur Woche der Brüderlichkeit 1958 den Bericht Ernst Schnabels als etwas gekürzte Hörfolge gebracht — der Autor, der Verlag, die Sender, alle Mitwirkenden **verzichteten** auf ihre Einnahmen zugunsten von Studienplätzen für israelitische Studenten in der Bundesrepublik; eine große, vor allem aber eine glaubhafte Geste der Wiedergutmachung. — Wie vielen staatlich protegierten, amtierenden ‚Erziehern‘ oder ‚Lehrern‘ aus der Kategorie jenes Zind, der sich öffentlich seiner Morde an Juden rühmt, zu neuen Morden aufruft und der soeben mit der in solchen Fällen nun schon längst gewohnten Milde „verurteilt“ worden ist, die durch das Anne-Frank-Stipendium in die Bundesrepublik gelangenden Studenten aus Israel begegnen werden, vermögen wir allerdings noch nicht vorauszusagen: auch dies ist eine der vielen Fragen, die das Buch von Ernst Schnabel beim Leser immer wieder aufwirft; auch dies gehört zu den „Taten, für die es ein bezeichnendes Adjektivum gar nicht mehr gibt“, wie der Autor einmal schreibt; auch dies läßt uns wieder daran denken, daß Anne Frank, das vierzehnjährige jüdische Mädchen, im Versteck eine von Schnabel erstmalig veröffentlichte Geschichte mit dem Titel *Angst* niederschrieb, niederschreiben mußte, die in dem letzten verzweifelten Hoffnungsraum endet, es könne eine Möglichkeit geben, der Angst zu entfliehen.

Das Buch Schnabels ist nicht isoliert für sich als Buch, als „Erlebnis“ zu betrachten und zu bedenken; es erscheint uns vielmehr als der entscheidende Meilenstein der Gesinnung, an dem sich die Geister scheiden werden, als Prüfung, die bestanden oder nicht bestanden werden wird. Schnabels Bemühen ist es vor allem, die Jugend erkennen, überwinden und neu beginnen zu lassen im Lichtkreis der Anne Frank und ihrer Unschuld; die Jugend im Sinne der Widmung des Buches an die eigenen Kinder wissend zu machen und aus der Erkenntnis der untätigen Schuld der älteren Generation, die inzwischen die neue Schuld der Lethargie der Herzen auf sich geladen hat, zu neuer Begegnung mit dem Judentum zu führen, ohne dessen gegensätzlichen Einfluß wir uns eine geistige und moralische Regeneration in Deutschland nicht vorzustellen vermögen.

Hans Kühner

## Linien und Profile

Es ergeht einem seltsam mit diesem Buch. Man liest es Seite für Seite, Kapitel für Kapitel, liest mit sich ständig steigender Teilnahme, wenn nicht gar Begeisterung, beobachtet, daß man (halb bewußt nur) sich immer häufiger zu Ausrufen der Zustimmung, des Lobes verführt sieht — und wird skeptisch. Auf einmal scheinen die bestechenden Formulierungen gar zu bestechend, scheint die Prägnanz des Ausdrucks gar zu prägnant und jeder einzelne Gedanke geradezu verdächtig klar. Und also beginnt man noch einmal von vorn, liest das bereits Gelesene jetzt mit der Nüchternheit eines Detektivs, der sich durch nichts blaffen lassen will — und resigniert vor der Makellosigkeit dieses Autors, des Berliner Kritikers und Essayisten *Günter Blöcker*: „Die neuen Wirklichkeiten — Linien und Profile der modernen Literatur.“ (Berlin 1957, Argon Verlag. 372 S. DM 13,80).

Bücher dieser Art sind im letzten Jahrzehnt, vornehmlich im letzten Jahr, etliche erschienen (Karl August Horst, „Die deutsche Literatur der Gegenwart“, Walter Jens, „Statt einer Literaturgeschichte“, Gerhard Storz, „Sprache und Dichtung“, Kurt May, „Form und Bedeutung“ und andere mehr). Sie alle beweisen nur erneut die Erkenntnis unserer Zeit, daß jede Deutung eines dichterischen Werkes bei der Sprache, bei der Form anzusetzen hat. Nichts anderes tut Günter Blöcker. Daß er aber diese bereits selbstverständliche Theorie auch in die Praxis umzusetzen versteht, dies allein schon zeichnet ihn vor so manchem angesehenen Interpreten aus. Was ihm jedoch den eigentlichen Rang verleiht, ist etwas anderes: der unbestechliche Blick für die Bezüge der literarischen Erscheinungen, der Ströme, der Strukturen, der „Linien und Profile“. Obwohl er sich (klugerweise) auf neunundzwanzig Autoren beschränkt, lediglich den Zeitraum von 1900 bis 1930 betrachtet, scheinbar fahrlässig Namen wie Eliot oder Brecht, O'Neill oder Hofmannsthal nicht erwähnt, wird dennoch das Porträt der Moderne von Essay zu Essay legitimer. Günter Blöcker erliegt auch nicht dem gern geübten Brauch, sich irgendwelchen Programmen zu verschreiben, Bewegungen hervorzuheben, Schulen zu kennzeichnen. Im Gegenteil! Er spürt die „übernationale epochale Einheit“ auf, schreitet zurück bis an die Schwelle un-

seres Jahrhunderts und begegnet dabei Gestalten, deren Bedeutung erst nach ihrem Tode, in unserer Zeit begriffen wurde. Denn von Gottfried Benn sprechen heißt, sich der „reinen Feier des Intellekts“ eines Flaubert oder Henry James zu erinnern. Und was wäre wiederum Paul Valéry ohne Edgar Allan Poe? Und ist nicht auch Hermann Melville, der „Mythenschöpfer“ und erst in den Zwanzigerjahren Entdeckte, ein „Moderner“? Mit Recht weist Günter Blöcker auf die auffallend häufige Wiederkehr des Wortes „ambiguity“ (Ambivalenz) hin — durch Benn zum Schlagwort geworden, aber schon bei Melville, James und später dann bei Joyce und Eliot immer wieder zur Aufhebung von Gegenbegriffen, von Sein und Schein, von Chaos und Ordnung gebraucht.

Wollte man versuchen, jenes Bild zu beschreiben, das Günter Blöcker auf 383 Seiten zeichnet, müßte das Wort André Malraux' zitiert werden: „Die Welt ist zwar stärker als der Mensch, doch die Sinndeutung der Welt ist stärker als die Welt.“ Dieser Satz läßt nicht nur die Bedeutung des Intellekts in der modernen Literatur erkennen (ein „Spürhund der Erkenntnis, der sich bis ins Irrationale vorwagt“), sondern auch die des artistischen Hirnes („der Dichter tritt hinter dem Handwerker zurück, das Genie nähert sich dem Arbeiter“). Die Spiritualität der sinnhaften, „dinglichen Welt“ erhebt stärkeren Anspruch denn je — der Mensch aber, das Ich, wird auf Kosten des Menschlichen, der Universalität zurückgedrängt. Wir leben im „Jahrhundert des Denkens“ — ausgerufen von Edgar Allan Poe.

Unmöglich, jedes einzelne „Profil“ nachzuzeichnen, von Günter Blöckers Interpretationen eines Gide, Th. Mann, Musil, Kafka, Broch, Lawrence oder E. Jünger, H. Miller oder Gertrude Stein zu sprechen. Unmöglich auch auf die ungezählten prägnanten Charakterisierungen hinzuweisen. Nur kurz zwei Beispiele aus dem Kapitel „James Joyce“: „Finnegans Wake“ ist die Referenz des künstlerischen Intellekts vor der Unendlichkeit der Schöpfung.“ Und: „Sprach-, Bildungs- und Gefühlsassoziationen sind für ihn keine schmückenden Girlanden, es sind die Sprungseile, mit deren Hilfe er sich ins Unendliche erhebt.“ (Mit dem Neid der Bewunderung notiert).

Günter Blöckers Wachheit, seine spirituelle Klarheit, seine Lust zur verblüf-



fenden und dennoch stichhaltigen Formulierung, sein Spürsinn für das Wesentliche und sein Mut zum Glauben an das dichterische Wort, aber auch sein Hinweis auf die Fragwürdigkeit eines fleißig gepredigten Kulturpessimismus, dies alles (und manches mehr) machen ihn zu dem, was er vom Dichter unserer Zeit sagt: zu einem „Wahrsager nicht des Kommenden, sondern dessen, was ist“.

*Helmut M. Braem*

## Gattungsbegriff Novelle

Vor rund dreißig Jahren ist dieses Thema in den Vordergrund der literarischen Betrachtung gerückt (Oskar Walzel, Arnold Hirsch). Doch nie ist darüber so viel geschrieben worden wie in den letzten drei bis vier Jahren, seit die Novelle vielfach als überholt und ausgestorben angesehen wird. Die Bücher von Johannes Klein, Bernhard von Arx, Benno von Wiese und Nino Erné legen ein beredtes Zeugnis von dem anhaltenden Interesse für die Probleme der deutschen Novelle ab. Diesen Untersuchungen reiht sich neuerdings eine Arbeit *Fritz Lockemanns* an: „*Gestalt und Wandlung der deutschen Novelle*“. Geschichte einer literarischen Gattung im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert“ (München 57, Max Hueber Verlag. 391 S. DM 19,80).

Der Verfasser beginnt mit einer kritischen Würdigung der Vorarbeiten, wobei er sich vor allem Hermann Pongs verpflichtet fühlt. Darin liegen zugleich die Garantie einer gründlichen Materialkenntnis und die Gefahr einer emphatischen Umnebelung. Seine eigene, auf wenige Seiten konzentrierte Theorie räumt dem Rahmen die wesentliche Rolle ein und stellt ihn dem eigentlichen Inhalt der Novelle gegenüber. Der chaotischen Rahmensituation gegenüber schreibt Lockemann der Novelle eine Ordnungsfunktion zu. Aus diesem Spannungsverhältnis heraus gelingen ihm kluge Deutungen. Wenn er aber auf 350 Seiten ein knappes halbes Hundert Novellisten — von Goethe bis Bergengruen — unter die Lupe nimmt, kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, daß das Urteil, das Lockemann über das Buch eines Kollegen abgibt, sich auf sein eigenes ebenso gut anwenden läßt: es „gibt eine Reihung von Novellenanalysen, keine Geschichte der Novelle.“ Recht diskutabel bleibt in vielen Fällen die Einreihung der einzelnen Dichter in drei Hauptabteilungen: „Transzendenz der

Mächte des Kosmos und des Chaos“ — „Ordnung und Chaos als menschliche Seelenkräfte“ — „Auflösung und Suchen nach neuen Ordnungen.“ Eine reine Verlegenheitslösung ist die letzte Untergruppe der dritten Hauptabteilung:

**Neu im August**

**ROMANE** ..... 1,90

**Bruce Marshall**  
Du bist schön, meine Freundin

**Colette**  
Geträumte Sünden

**Erskine Caldwell**  
Gottes kleiner Acker

**RO**

**WISSENSCHAFT** ..... 1,90

**David Riesman**  
Die einsame Masse  
Mit einer Einführung  
von Helmut Schelsky

**RO**

**KLASSIKER** ..... 1,90

**Platon**  
Sämtliche Werke Band IV

**Gustave Flaubert**  
Madame Bovary

**RO**

**MONOGRAPHIEN** ..... 2,20

**MAURICE RAVEL**  
—  
**FRIEDRICH SCHILLER**

**DOPPELBÄNDE** ..... 3,30

**In jeder Buchhandlung**

„Versuche und Rückgriffe“, unter die Stefan Zweig, Josef Ponten, Ernst Wiechert und Werner Bergengruen zusammengepfert werden. Ganz schief gesehen schließlich scheint mir die Entwicklung der letzten Zeit; das Aufstreben der von ihm sogenannten „Kurzgeschichte“ betrachtet der Verfasser als eine Zurückwendung zur Anekdote von anno dazumal, so daß er sich zu fragen bemüht, „ob die deutsche Novelle heute zu der primitiveren Gattung zurückstrebt, von der sie ausgegangen ist und über die sie eine große und glänzende Entwicklung für kurze Zeit hinausgeführt hat.“ So unhistorisch darf man heute nicht mehr formulieren.

Zur Auswahl der erläuterten Texte muß zunächst gesagt werden, daß der als Theoretiker wichtige, aber als Novellist zweitrangige Paul Heyse mit 21 Titeln (17 Seiten) einen unverhältnismäßig großen Raum einnimmt. Dagegen ist die breitere Würdigung des oft vergessenen Ferdinand von Saar begrüßenswert. Die drei großen mährischen Novellisten J. J. David, Philipp Langmann und Oskar Jelinek sucht man bei Lockemann vergeblich. Daß Heinrich Mann Novellen geschrieben hat, kann man aus diesem Buch nicht erfahren; ebensowenig finden sich Spuren des novellistischen Schaffens von Arnold Zweig, Elisabeth Langgässer, Bruno Frank, Leonhard Frank und vielen anderen, deren Berücksichtigung wohl wenigstens so wichtig wäre wie die von Stehr, Schäfer, Binding, Scholz oder Hans Grimm. — Auf den 11 Seiten bibliographischer Angaben werden ausschließlich Titel in deutscher Sprache genannt; das ergibt ein einseitiges Bild, da der Beitrag der ausländischen Germanistik zur Erforschung der deutschen Novelle beträchtlich ist.

Richard Thieberger

## Im Urteil der Dichter

Die deutsche Literatur von Lessing bis Hauptmann „Im Urteil der Dichter“ zu zeigen, hat sich ein von Arno Mulot im Bayerischen Schulbuch-Verlag München (1957. 350 S. DM 12,80) herausgegebenes Buch zur Aufgabe gestellt. In einem prägnanten Vorwort wird darauf hingewiesen, daß die über die Werke anderer urteilenden Dichter ihre eigene Existenz mit auf das Spiel setzen, da ihr Urteil zugleich ein Selbstbekenntnis, ihre Forderung eine Art von Selbstprüfung sei.

Daher dürfe man behaupten, „daß sich viele Dichter dort, wo sie sich mit fremden Schöpfungen auseinandersetzen, aufschlußreicher über die Grundlagen und Grundsätze des eigenen Schaffens äußern als da, wo sie das eigene Werk zu kommentieren suchen.“

Dies ist in dieser ausgezeichnet redigierten Sammlung durchaus der Fall. Es finden sich darin nicht nur klarsichtige, präzise Aussagen, die (mit wenigen Ausnahmen) sowohl eine objektive wie auch eine historische Perspektive der Ästhetik darbieten, sondern auch gegenseitige, durchdringende Beleuchtungen von Dichter- und Werkprofilen. Diese Querverstrebungen und von verschiedenen Richtungen auf ein bestimmtes Phänomen visierten Beobachtungen — aus Tagebüchern, Briefen, Gesprächen, Zeitschriften, Zeitungen und Reden sorgfältig zusammengetragen — sind überaus reizvoll und plastisch. Aus einer solchen Fülle wäre es schwierig und ungerecht, diese oder jene treffende Bemerkung zu zitieren — es sind deren zu viele.

Der mannigfache Gewinn dieser Lese besteht u. a. darin, daß der Literaturhistoriker, der an Dichtung interessierte Laie, der Ästhetiker, Historiker und Philosoph gleichermaßen auf ihre Rechnung kommen. Mulot zitiert das Fontane-Wort: „Intuition geht über Studium“, um die Dichterkritiken von Dichtern zu charakterisieren. Wahl und Anordnung der Stellen widerspiegeln Intuition und Studium. Man kann Herausgeber, Verlag und sich selbst zu dieser schönen Leistung nur beglückwünschen.

Thomas O. Brandt

## Doppeltes Vergnügen

Herbert Stein („Nicht vom Chronisten berichtet. Ein moderner historischer Roman“. Hamburg-Wien 1957, Zsolnay. 351 S. DM 18,60) schrieb einen Roman, dessen Held nicht eine Person ist, sondern eine Geschlechter-Reihe, nicht ein Einzelmensch, sondern eine Kette von Generationen vom Urahn zum Ur-enkel.

Am Anfang steht der Fabrik-Sklave Lucius, in der Zeit des Augustus, der am Ende seines Lebens, als Krüppel, freigelassen wird. Sein Sohn, der Gladiator Philipp, der Rebell und Aufrührer, endet am Galgen-Kreuz. Und dessen Zwillingssöhne gehen gar weit und hoch: der eine

wird ein reicher Mann und römischer Ritter, den andern verschlägt's in eine Bauernwirtschaft irgendwo im Balkan, wo er steinalt stirbt. Und dessen Sprößling treffen wir als freigelassenen Haushofmeister eines Schieber-Bankiers; ein Mißgeschick bringt ihn nach Britannien, wo er mit seinem Sohn einsam lebt. Der Sohn wird römischer Offizier und heiratet eine athenische Frau hoher Kultur. Und ein Abkömmling ist ein hochberühmter Jurist und Staatsmann und wird beinahe, beinahe römischer Imperator. Und dessen Sohn wiederum findet sich in der Zeit des Diocletian, wiederum an Händen und Füßen gebunden in einem Sklavenschiff auf dem Wege nach Afrika. Da bricht die Geschichte dieses Geschlechtes ab. Sie könnte jeden Augenblick wieder beginnen.

Ist es schon nicht ein Einzelmensch, der im Mittelpunkt dieses Romans steht, so wird, bei näherem Zusehen klar, daß es überhaupt keine Einzelmenschen sind, die da im Reigen durch die Jahrhunderte vorbeileben. Es sind menschliche Typen. Und sie werden durch Witz, Sprachkultur und Geschmack so vor uns hingestellt, daß wir in jedem einen nahen Bekannten aus unserer Umgebung und unserer Zeit erkennen. Mit kunstvoller Beherrschung der Farb- und Tongebung erreicht es der Autor, daß diese Menschen und diese Verhältnisse, daß diese Kultur und diese Lebensformen uns unverkennbar als unsere eigenen vorkommen. Dabei spart der Verfasser, der offenbar diese 300 Jahre der römischen Kulturgeschichte sehr genau studiert hat, nicht mit wichtigen und richtigen geschichtlichen Hintergrund-Bildern. Es ist also dieser historische Roman, so historisch er ist, doch auch ein Zeit-Roman, also modern.

Die Sprache fließt in manchmal einfachster, dann wieder absichtsvoll und künstlich verschlungener Art. Der Stil wechselt und manchmal paßt er sich altertümlicher Form zwangslos an oder er übersetzt die Sprache der Geschehenszeit in die unsrige, so daß wir das Ineinander von Damals und Dort und von Heute und Hier, kaum bemerken.

Überhaupt ist die Vergegenwärtigung der Menschen und Umstände, offenbar der eigentliche Sinn des Buches, vollen-der gelungen.

Wir haben hier wirklich einen modernen historischen Roman. Er ist historisch,

indem er historische, der Vergangenheit, einer bestimmten und gut abgebildeten Vergangenheit angehörige Gegenstände belebt. Und er ist modern, indem er dies so tut, daß die Unveränderlichkeit, die Gleichheit der Menschen aller Zeiten und aller Orten lebendiges Erlebnis wird. Das gelingt, ohne daß der Autor aufdringlich selber auf die Bühne tritt, obgleich auch das, ohne Schaden des Ganzen gelegentlich geschieht.

Diesen Roman zu lesen, ist ein Vergnügen, das man heute selten noch findet. Ein doppeltes Vergnügen, weil die allerorten durchdringenden Spitzen und Stacheln in ergötzlicher Weise sich gegen uns selbst richten, ohne weh zu tun. Ein nachdenkliches Vergnügen, weil allerlei Probleme, die auch unsere sind, da betrachtet werden. Und es wird ebenso vermieden, leicht zu plaudern wie in die Brunnenschächte der grüblerischen Tiefen hineinzustürzen. Ein gutes Buch.

R. Pokorny

## Wandlungen

Karla Höcker behandelt in ihrem Roman *„Ein Tag im April“* (Eßlingen, Bechtle Verlag. 255 S. DM 13,80) schwierige Probleme der Jugendpsychologie, zu denen sie einen wesentlichen Beitrag liefert. Wir alle leiden unter dem schweren Erbe des Tausendjährigen Reiches, der trübsten Epoche der deutschen Geschichte, und die Last, die sich auch auf die heranwachsende Jugend dadurch gelegt hat, ist ein Problem für uns alle. Die Autorin, gerüstet durch das väterliche Erbe der Lust zu fabulieren, zeigt in lebendiger und gepflegter Form, wie ein Tag oder eine Stunde im Leben eines Menschen ihm zur Sternstunde und Gnade werden und eine innere Wandlung bewirken kann. Ein nachdenkliches Buch, das jede Aufmerksamkeit verdient. Sie schildert in fünf Abschnitten die Erlebnisse, durch welche die jungen und älteren Personen ihres Romans eines Tages im April gehen. Der Roman spielt in einer süddeutschen Universitätsstadt, in der die schicksalhaften Begegnungen junger Menschen stattfinden. Der mehrfarbige Schutzumschlag stammt von Asta Ruth-Soffner. 1954 erhielt Karla Höcker den Romanpreis des Berliner Kulturbuchverlages, und ihre Erinnerungen an den unvergeßlichen Wilhelm Furtwängler liegen bereits in einer Auflage von über 100 000 Exemplaren vor. R. P.



## Ein Mensch unserer Tage

Die Fähigkeit, Schicksale der Gegenwart darzustellen, ohne in jenen gängigen Realismus zu verfallen, der gern mit „Kraft“ verwechselt wird, ist nicht eben häufig. *Hermann Stahl*, durch zahlreiche Romane und Hörspiele von unübersehbarer Eigenart bekannt geworden, besitzt diese Fähigkeit. In seinem Roman „Wildtaubenruf“ (Berlin 1958, Ullstein Verlag, 301 S. DM 14,60) gelingt ihm ein dichtes, dem Gegenwärtigen verwobenes Porträt von der Einsamkeit eines Menschen. Dieser Dr. Mehringer, Redakteur und Spätheimkehrer, den der Rausch eines ihm plötzlich zufallenden Vermögens aus der Bahn wirft, durchläuft alle Stadien der Verlassenheit, des Hasses und der Ratlosigkeit auf der Flucht vor sich selbst. Denn die Frau, die er liebt, ist nicht bereit — wie er in naivem Egoismus annahm — ihre mühsam erkämpfte Selbständigkeit hinzuwerfen, um an seiner Seite ein Dasein der Verant-

wortungslosigkeit zu führen; sie ist „nicht sicher, ob Liebe ein ganzes Leben ausfüllen kann“. An dieser Kränkung laboriert Mehringer lang. Er flüchtet in die Natur, in das einfache Leben dörflicher Abgeschiedenheit. Er sucht fremde Menschen, möchte helfend in ihre Schicksale eingreifen — und scheitert doch immer wieder an eigenem Ungeschick wie an der untergründigen Brutalität der Zeit. Schließlich gerät er in zweideutige Gesellschaft und wird beinahe zum Opfer eines üblen Erpressers.

Diese Erlebnisse und körperliches Leiden lösen nach und nach seine unproduktive Verkrampfung. Er begreift, daß er Beate nie vergessen hat, daß er „ihr Gesicht sah, wo immer er ging“, wie er auch überall den Wildtaubenruf der Einsamkeit vernimmt, sogar im hektischen Vergnügungsbetrieb der Großstadt. Milder, toleranter und weiser geworden, kehrt er in die alte Umgebung und in seinen Beruf zurück. Er ist im Begriff,

---

## PUBLIZISTIK

Zeitschrift für die Wissenschaft von

Presse · Rundfunk · Film · Rhetorik · Werbung · Meinungsbildung

Herausgeber: *Emil Dovifat, Walter Hagemann, Wilmont Haacke*

Erscheint alle zwei Monate, Einzelheft (64 Seiten) 4,80 DM

INHALT Heft 4 (Juli/August 1958):

*J. F. Volrad Deneke (Köln): Journalismus — ein freier Beruf?*

*Carl Wolfgang Müller (Berlin): Die Anfänger des politischen Kabarett*

Eine Untersuchung über das Subjektiv-Komische in der Publizistik

*Michael Brucke: Ein deutsches Rundfunkgutachten*

*Walter J. Rauch: Die Presse der volksdemokratischen Balkanländer*

*Günter Kieslich: „Kriegswichtige Bestimmungen“ für Zeitungsverlag. Quellen zur Vertriebs- und Anzeigenpolitik der deutschen Presse 1939-1944*

Weiter in unserem Verlag:

HANDBUCH DER PUBLIZISTISCHEN PRAXIS (bis 4. Band 1958 DER JOURNALIST), 416 Seiten, Ganzleinen, 24,— DM · (5. Band 1959 in Vorbereitung)

PUBLIKATION Monatszeitschrift für Autoren und Verleger mit „Literarischer Markt“, Vierteljährlich 2,95 DM

DIE WELT DER PRESSE 1959 Ein neuartiger Bild-Wandkalender

ANNONCEN Ein Büchlein vom Wesen der Anzeige



Fordern Sie bitte Prospekte und Probeexemplare

B. C. HEYE & CO. FACHVERLAG FÜR PUBLIZISTIK  
BREMEN POSTFACH 83

sich der Geliebten von neuem, und nun ohne Bedingungen, zuzuwenden, als der Tod nach ihm greift. Das ist mit schöner Eindringlichkeit, sprachlich souverän und locker, geschrieben; neben die Kraft, Menschen zu schildern, tritt die größere, ihnen eine eigene Atmosphäre zu geben — jenes Unverwechselbare, das die eigentliche dichterische Leistung eines Buches ausmacht.

Karla Höcker

## Der Weg zum Werk

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Skizzen über Wesen und Gestaltungsweisen eines Künstlers nicht weniger aussagen können als das fertige Kunstwerk. Das gilt für die Plastik ebenso sehr wie für die Malerei. Die Skizze dient dazu, aus den mannigfachen Möglichkeiten der endgültigen Gestaltung diejenige herauszuarbeiten, die den Intentionen des Künstlers am ehesten gerecht wird. Das Skizzenwerk vermag daher Absichten wie Formwillen eines Künstlers in reichen Variationen aufzuzeigen.

Nicht von ungefähr sind Bildhauer-Skizzen häufig so einseitig auf eine Andeutung von Volumen und Umriss aus, daß sie in bedenkliche Nähe des Effektivvoll-Reißerischen oder des Nur-Eleganten geraten. Doppelbegabungen, bei denen das Verständnis für die Gesetze der Graphik dem plastischen Empfinden das Gleichgewicht hält, sind seltener, als wir allgemein annehmen. Die Bildhauerin Louise Stomps (Berlin) gehört offenbar zu diesen Doppelbegabungen. Das beweist der anläßlich ihrer Ausstellung im Frankfurter Kunstkabinett Hanna Bekker vom Rath von der Eremiten-Presse vorgelegte Band (*Louise Stomps, „Bildhauer-Skizzen“*. Stierstadt im Taunus 1958, Eremiten-Presse, DM 4,80).

Louise Stomps wurde im Jahre 1900 in Berlin geboren. Sie gehört zu jenen vom Schicksal wenig begünstigten Künstlern, die sich eben anschnitten, selbständig zu gestalten, als der Nationalsozialismus aller freien Gestaltung ein Ende bereitete. 1932 beendete sie ihre Studien, und nur wenige Monate der ungehinderten Arbeit waren ihr noch vergönnt. So vollzog sich ihre Entwicklung in der Stille, bis sie, nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, von 1945 ab, mit Ausstellungen ihres bildhauerischen Werkes hervortreten begann. Ihr Aufstieg verlief zwar keineswegs unbemerkt, aber doch abseits vom lauten Kunstbetrieb. Nach und nach begann sich auch in weiteren

Kreisen die Erkenntnis durchzusetzen, daß die moderne Kunst Deutschlands in Louise Stomps eine Bildhauerin hohen Ranges besitzt. 1951 erhielt sie den Kunstpreis der Stadt Berlin, 1953 eine Anerkennung für ihren Beitrag zum internationalen Wettbewerb des „Unbekannten politischen Gefangenen“ in London.

In Stein hat die Künstlerin vor allem gearbeitet, denn, wie Hanna Bekker vom Rath im Vorwort zum Katalog der Ausstellung bemerkt, „sie liebt harte Widerstände und die monumentale Form“. Das ist zweifellos richtig, aber gerade die Frankfurter Ausstellung beweist, daß diese Feststellung der Bildhauerin nicht völlig gerecht wird. Sie zeigt ausschließlich Holzplastiken, die in den letzten Berliner Jahren entstanden sind. Der fast männlichen Herbheit, dem geradlinigen Ernst der Stomps eint sich hier delikateste Sensibilität, und die Behandlung des Materials zeugt von erstaunlichem Verständnis für dessen Eigenheiten.

Materialgerecht in diesem Sinne sind auch ihre Skizzen, deren graphischer Wert durchaus für sich besteht. Auf den ersten Blick mögen die zarten, beinahe ostasiatisch anmutenden Gebilde eher für die Sensibilität als für den kraftvollen plastischen Gestaltungswillen der Künstlerin Zeugnis ablegen. Betrachten wir sie jedoch sorgfältiger, dann verblüfft ihre Konsequenz. Zwar sind sie auf das Äußerste vereinfachte Chiffren, doch lassen sie nichts aus, was für den Körper, auf den sie hinielen, charakteristisch werden könnte. In der — täuschend — flüchtigen Andeutung wird die dritte Dimension deutlich sichtbar. Die Prüfung der schöpferischen Möglichkeiten geschieht immer im Hinblick auf das Ziel: das fertige Kunstwerk.

Louise Stomps ist, wie jeder echte Plastiker, dem menschlichen Körper zugehen. Um seine Darstellung müht sie sich, seinen Gesetzen unterwirft sie sich, zwar nicht ohne Eigenwilligkeit, aber ganz ohne Streben nach mißverstandener Originalität. Zur menschlichen Form tritt bei ihr jedoch in erhöhtem Maße die menschliche Gebärde. Ihre Plastiken scheinen sich in Bewegung zu befinden. Oft sind die Arme ihrer Figuren von besonderer Ausdruckskraft. Über die Köpfe erhoben und wieder zu den Köpfen hinabgebeugt, in einer Geste, die an Beschwörung und Gebet erinnert, entwachsen sie den Gestalten wie Flügel. Solche

Gebärde gibt auch manchen Skizzen der Stomps ihre schöne Gelöstheit. Sie prägt das Werk dieser Bildhauerin wie eine Signatur.

Die Eremiten-Presse hat mit diesem schmalen Bande einen wertvollen Beitrag zur allzu spärlichen Literatur der Bildhauer-Skizzen geleistet.

Helmuth Faust

### Der Malerin Pranke

Es ist ein sehr nobles Buch, das *Heinrich Wigand Petzet* der Malerin Paula Becker-Modersohn und dem Dichter Rainer Maria Rilke gewidmet hat, ein Buch, das auch jene anregend finden werden, die nicht eingeschriebene Mitglieder der Rilke-Gemeinde sind: „*Das Bildnis des Dichters*.“ (Societätsverlag Frankfurt am Main. Sieben farbige Tafeln, fünf Kunstdrucktafeln und zwei Faksimiles. 206 S. DM 12,60). Alles, was hier über Paula Becker-Modersohn gesagt wird, wirkt echter und nachhaltiger als die Ausführungen über Rilke. Paula's Pranke, mit der sie sich in die europäische Malerei bleibend eingetragen hat, wird hier deutlich sichtbar. Einfühlend spürt der Verfasser auch der Verwandtschaft dieser einzigartigen deutschen Frau mit Gauguin, Rousseau, Van Gogh, Picasso und vielen anderen nach. In dieser Hinsicht aufgezeigte innere Bezüge sind nachweisbar. Im Hinblick jedoch auf die gegenseitigen Wirkungen zwischen Paula Becker-Modersohn und Rainer Maria Rilke ist Petzet auf Spekulation und Analyse angewiesen. Dabei erregt er jedoch niemals, wie es bei allzu vielen Veröffentlichungen über Rilke der Fall ist, dummes Ärgernis, zumal für ihn nur der Rilke der Duineser Elegien überlebt. Aber überzeugen kann den ein wenig eingeweihten Leser die These von der ganz früh durch die Malerin bei Rilke verursachten Initialzündung zu den Duineser Elegien doch nicht.

Gewiß soll man einen Dichter nicht nach seinem persönlichen Charakter und aus seinen Briefen heraus beurteilen. Überblickt man jedoch Rilke's Korrespondenz, zumal mit den vielen blaublütigen Damen, und weiß, wie gerne er sich selbst in diesen Briefen bespiegelte, wie er hier seine Komplexe abreagierte und scheinbar gebend als perfekter Egozentriker doch immer ein rein Empfangender war, dann wird man kaum den Mut haben, die relativ wenigen Briefstellen, die auf Paula Becker-

Modersohn zurückgehen, weitgehender auszulegen als füglich möglich, d. h. als was die Zeilen enthalten. Gewiß hatte Rainer Maria Rilke Antennen genug, um zu spüren, daß in der Malerin ein Phänomen lebte, daß sie etwas ausstrahlte, was nicht von dieser Welt war, aber es war ihm sicherlich versagt, ihre wahre Bedeutung zu ermessen. Das Positive dieses Buches liegt nicht zuletzt darin, daß es klärt, daß es eine Richtung anzeigt und eine zwielichtige Atmosphäre aufzeigt — der Paula Becker-Modersohn mit so phänomenaler Kraft auch zu ihrer Zeit schon zu widerstehen verstand.

b. e. b.

### Griechische Miniaturen

Die Gestalt des im Tessin lebenden ungarischen Religionshistorikers, Altphilologen und Mythendeuters *Karl Kerényi* zeichnet sich von Jahr zu Jahr in reineren und schärferen Konturen innerhalb der geistigen Landschaft dieser Gegenwart ab. In ihm wirkt weit mehr als nur ein Forscher und Fachgelehrter hohen Ranges, in ihm ehren wir einen Deuter und Erspürer der menschlichen Existenz. Die klassische Altertumswissenschaft definiert er selbst „als die Wissenschaft der antiken Form des menschlichen Daseins“. Wenn nun Kerényi auf vielen und immer neuen Wegen diesen Formen des menschlichen Daseins nachspürt, so geschieht das nicht als Selbstzweck, sondern letzten Endes, um zu einer Erkenntnis unserer eigenen Existenz zu gelangen. Der Lösung dieser Aufgabe hat Kerényi zahlreiche Werke gewidmet, von ihnen haben seine „Mythologie der Griechen“ und seine Studien zur antiken Religion, die in dem Band „Apollon“ zusammengefaßt sind, die stärkste Wirkung gehabt. Wer Kerényi kennen lernen will, sollte aber auch sein Tagebuch „Unwillkürliche Kunstreisen“ und die Vorträge „Geistiger Weg Europas“ (vgl. DR 82. Jhg. Heft 9, Sept. 56, S. 1018) lesen. Soeben ist nun ein neuer Band erschienen: „*Griechische Miniaturen*“ (Zürich, Rhein-Verlag, 212 S.). Hinter dem bescheidenen Titel verbirgt sich eine Fülle von höchst bedeutenden Erfahrungen, Einsichten und Erkenntnissen aus dem Bereich der Antike, vor allem auch aus der vorhomerischen Welt. Wiederum zeigt sich in diesem Werk die Sonderstellung, die Kerényi insofern in der Altertumswissenschaft einnimmt als er immer wieder den Ausstrahlungen der



Antike vor allem des Mythos bis in unsere Tage nachgeht. Die Elemente der Mythologie besitzen wir nicht nur als Bildungsgut, vielmehr werden sie im Unterbewußtsein des Menschen immer neu geschaffen. Diese ebenso großartige wie fruchtbare Erkenntnis leitet den mit wahrhaft schöpferischem Instinkt begabten Forscher immer wieder auf allen seinen Wegen durch die unendlichen Bereiche seiner Wissenschaft. In dem vorliegenden Bande wird so in der Studie „Werk und Mythos“ die Begegnung Hofmannsthals, Rilkes und Edfelts mit dem Geist des Griechentums gedeutet. Reisen zu den Stätten der antiken Welt, die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen neuester Ausgrabungen, die Beschäftigung mit den Werken antiker Dichter geben den Anlaß zu einzelnen Arbeiten, während andere Studien den Problemen griechischer Frömmigkeit gewidmet sind. Die Spuren des Dionysos, denen Kerényi seit langem nachgeht, werden auch hier wieder verfolgt.

In einem umfassenden und weitausgreifenden Nachwort, es trägt den Titel „Perspektiven“, gibt der Verfasser eine Übersicht über die neuesten Deutungen der Antike. Kerényi ist strenger Wissenschaftler, der bewußt von den Erfahrungen ausgeht, aber er weiß, daß die Person und der Standort dessen, der Erfahrungen macht, nicht ausgeschaltet werden kann und er weiß andererseits, daß die Ergebnisse seines Forschens und Suchens in einer streng gebundenen, rhythmisch bewegten Sprache geformt sein wollen, wenn sie zu einer über die Bereiche des Intellektuellen hinausgehenden Wirksamkeit gelangen sollen.

Diese Forderung stellt Kerényi an sich selbst. Aus dieser Erkenntnis heraus hat sich Kerényi in diesem Buch eine eigene Kunstform geschaffen, der er mit Recht den Namen „Miniatur“ gibt, denn alle diese Studien haben auch den Charakter sprachlich wohlgeformter Kunstwerke.

Otto Hensebele

### Leonardo als Philosoph

Das Werk Leonardos da Vinci, des Künstlers, Technikers, Moralisten, Forschers, Anatomen, füllt mehr als ein Ruhmesblatt abendländischer Kulturgeschichte. Italien sieht in ihm seinen höchsten Genius, und die Gegenwart betrachtet ihn als den Vorläufer technischer Erfüllungen, unter deren Wirkung wir heute stehen. Kritik an ihm ist nicht

ausgeblieben, sie zieht sich durch die Jahrhunderte hin, aber eben aus den Blickpunkten dieser Jahrhunderte heraus. Schuld daran trägt vor allem das Schicksal seiner philosophischen Äußerungen, aus denen überhaupt erst das Weitgespannte seiner Bemühungen zu erfassen ist. Zu seinen Lebzeiten sind sie nicht bekannt geworden, es lag ihm nichts daran, sie unter die Leute zu bringen, weil er sich bewußt war, daß er noch mitten in einer Entwicklung stand, noch nicht zu dem geschlossenen Weltbild durchgedrungen war, das ihm vorschwebte oder genauer, nach dem es ihn verlangte. So lassen seine mehr oder weniger aphoristischen Fixierungen zunächst den Weg zur Selbstklärung erkennen, und zwar in allen Gebieten des Forschens, von den Realitäten bis zur Metaphysik. Die Laune dieses Schicksals hat es gewollt, daß seine Manuskripte zersplittert und verstreut wurden, es ist fast unmöglich, sie aus den verschiedenen Archiven (Mailand, Paris, London, Windsor, Rom) zur überschaubaren Einheit zusammenzufügen. Selbst die italienischen Ausgaben versagen fast alle; eine einzige (Calvi) wählte den Weg chronologischer Ordnung, in der sich wenigstens seine Entwicklung verfolgen läßt. Giuseppe Zamboni geht in seiner Ausgabe (Leonardos „Philosophische Tagebücher“, Rowohlt Klassiker, Hamburg. 173 S. DM 1,90) zum ersten Mal für deutsche Leser zu einer materiellen Ordnung über, indem er, im ersten Teil, die Äußerungen des Denkers und Forschers zu Fragen der Erkenntnis und Erfahrung, zu Physik und Kinetik, zu Geologie, Astronomie, Optik, Anatomie zusammenfaßt, um in die Wissenschaft der Malerei zu münden; der zweite Teil sammelt die Bemerkungen des Moralisten und die mehr erzählerischen Elemente und Phantasien. In seinem ausgezeichneten Nachwort, das Wissenschaft und Laien gleichermaßen befriedigt, konfrontiert er die Geisteshaltung Leonardos mit seiner Epoche, rückt er Fehlurteile über Leonardo grade, die sich durch die Generationen fortgeschleppt haben, spricht er von dem großen Anliegen „Die Kunst als Wissenschaft“ und über Leonardos Staunen vor dem schöpferischen Walten Gottes. „Es ist immer neugieriges Staunen mit Deutung gepaart.“ Hier wird uns bestürzend bewußt, welchen Denkprozeß dieses Genie durchmessen hat, wie es, oft als erstes, in Gebiete eingedrungen ist, die in seiner

Zeit noch so gut wie inexistent waren. Leonardos denkerischer Einbruch beweist die Kühnheit und den Reichtum seines Unternehmens selbst dort, wo er über die Schwelle der eigenen Zeit noch nicht vordringen konnte, es aber versuchte. — Es empfiehlt sich, das Nachwort zuerst zu lesen, nur so wird der Zugang aus den Fragmenten zu Leonardos Konzept eines Weltbilds verständlich. Die Texte sind im italienischen Original gegeben, daneben in getreuem, bewußt nicht modernisiertem Deutsch zugänglich gemacht.

Max Krell

## Der Dante des Paradieses

Die ganze italienische Kunst und Literatur bis hin zu den neoveristischen Romanen der Gegenwart ist voll von Hinweisen auf den Riesenbau der „Göttlichen Komödie“, mit dem Dante als Jenseitswanderer und Träumer versunkener Kaiserherrlichkeit ein so unerbittliches Strafgericht über die brüchig gewordene Welt des Mittelalters hielt und das leidenschaftliche eigene Ich in der beschwörenden Hoffnung auf ein jenseitiges Heil läuterte. Zu der Wirkung, die von der mitreißenden Traumkraft dieser Dichtung ausging — in negativer Spiegelung ist sie noch bei James Joyce zu erkennen — kommt eine Fülle interpretierender Literatur in allen Kultursprachen. Vorarbeiten der Philologen, die jeden einzelnen Stein des Baus auf seine geistesgeschichtliche Herkunft abklopften und die Formstrukturen bloßlegten, haben einem Theologen wie Romano Guardini den Spielraum geschaffen, das Ganze des Werkes in freierer philosophischer Meditation zu betrachten. („Landschaft der Ewigkeit“ — München 1958, Kösel-Verlag. 254 S. DM 14,80). Auch für diesen zweiten Band seiner Dante-Studien — der erste hatte dem „Engel in der Göttlichen Komödie“ gegolten — ist eine bestimmte Richtung des Blicks kennzeichnend. Guardini hält sich wenig bei der Fülle an Weltstoff und bei der dämonischen Strenge kreatürlichen Stolzes auf, mit dem Dante als heimatloser Politiker gerungen hat. Er sucht vielmehr deutend in jene mystische Lichtwelt einzudringen, in der sich schließlich alle Konturen des Diesseitigen aufheben und die, so sehr der Dichter seine Kraft plastischen Formens bis zuletzt durchhält, schon mehr als einen Leser in einer gewissen Enttäuschung zurückgelassen hat. Guardini

schreibt unter anderem über das visionäre Element, über das Phänomen des Lichtes, über „Landschaft der Ewigkeit“ und über Leib und Leiblichkeit in der Göttlichen Komödie. Er schreibt in einer Sprache abgeklärter Kontemplation, die bei allem Werben um und für das Gedicht doch spürbar in der Distanz einer temperierten Erkenntnis bleibt und in der wenig von den erregenden Spannungen der Danteschen Visionen nachzittert. In dem behutsamen Fragen dieses Kenners, der die Traditionen mittelalterlicher Theologie als lebendigen Geistesbesitz hütet, erscheint Dantes Weltordnung in jenem milden geistigen Klima, in dem die ungeheuerlichsten religiösen Erschütterungen einer einfühlsamen psychologischen Betrachtung zugänglich werden. Ein Lieblingsgedanke des Interpreten ist es, der Unio mystica, in deren Gestaltung Dante sein eigenes Leben verzehrte, eine Möglichkeit zuzuerkennen, in unsere irdisch-politische Wirklichkeit zurückstrahlen zu können.

W. Quenzer

## Vom Ursprung der Ideologien

Trotz Napoleon I. und trotz der wissenschaftlichen oder publizistischen Analysen von Mannheim, O. Brunner, neuerdings J. Hersch — das soziologische und geistig-politische Phänomen der Ideologien ist nach wie vor eine terra nimis incognita, zum mindesten was die Frage nach ihren Ursprungsbedingungen anlangt. Sie aber sollten gekannt sein, will man das Wesen der Ideologien erfassen.

Eine gelehrte Studie zur schwedischen Geschichte (Sven Göransson „Den europeiska konfessionspolitikens upplösning 1654—1660. Religion och utrikespolitik under Karl X Gustav. [Mit einer Zusammenfassung:] *Die Auflösung der europäischen Konfessionspolitik in den Jahren 1654-1660.*“ Acta Universitatis Upsalensis 1956: 3. Uppsala & Wiesbaden 1956. 365 S. schw. Kr. 34,—) scheint zum mindesten in ihrer Frageweise diesen großen Problemkreis zu betreffen. Leider ist sie — der Autor möge diesen Stoßseufzer verzeihen! — auf Schwedisch erschienen. 15 Seiten deutscher Zusammenfassung ihrer Ergebnisse machen zwar höchst neugierig, bestärken aber doch gerade deswegen die Meinung, daß Werke wie dieses tunlichst auf Englisch (wenn schon nicht auf Deutsch) erscheinen sollten. — Worum geht es nun bei dieser Studie über nur sechs Jahre schwedischer Außenpolitik?

Die Szene ist das Mitteleuropa der Generation nach dem 30jährigen Kriege, die der von Zwisten zersetzten „Staatenfamilie“ Habsburg, Frankreich, Schweden, Polen, Brandenburg, Holland, England; dazu der noch gerade vorhandenen politischen Virulenz rivalisierender Glaubensformen und Konfessionen. Es geht nun dem Verfasser weniger um die Ambitionen des pfälzischen Wittelsbachers Karls X. Gustav, Königs von Schweden, auf den polnischen Thron bzw. die Ostseeherrschaft Schwedens (1660: Friede zu Oliva!), vielmehr um das rapide Schwinden der Glaubwürdigkeit und also auch der bewegenden Kraft der religiösen Antriebe im politischen Bereiche. Einmal heißt es (S. 335), „daß der Kreis um Cromwell einerseits nicht an die apokalyptische Geschichtsschau glaubte, andererseits einsah, daß die apokalyptische Propaganda, welche die Machtübernahme Cromwells begünstigt hatte, in der Mitte der 1650er Jahre sich in ein innenpolitisches Problem verwandelt hatte, da sie sich nunmehr gegen den Protektor zu richten begann.“ Ein anderes Mal, gegen Ende der Zusammenfassung (S. 346) wird von der um 1670 auftretenden politisch-satirischen Literaturgattung der „Gespräche im Jenseits“ gesagt: diese „bedienten sich der Symbolik der religiösen Sprache, um der Religion ihre politische Bedeutung zu nehmen“. — Offenbar durchziehen das Buch intensive Analysen der politischen Wirkung, die Männer wie der schwedische Bischof Joh. Matthaei (der Lehrer der Königin Christine) oder Comenius in Polen ausübten. Fortlaufend wird die Auseinandersetzung zwischen Realpolitik und — das Wort läßt sich nun nicht mehr vermeiden — ideologischer Propaganda beleuchtet, samt deren Rückwirkungen auf die innerkonfessionellen Bewegungen (da nun einmal auch Glaubensformen, selbst die spiritualistischsten wie die des siebenbürgischen Kreises um Rakoczy, auf Erden bestehen, vertreten werden und sich bewähren müssen!). Dabei ergibt sich, daß ideologische Interpretationen politischen Handelns insofern Glaubensderivate sind, als in ihnen erasmischer Humanismus mit der Eirenik Melancthons, dem französisch-gallikanischen Jansenismus und dem aufklärerisch verstandenen Naturrecht Stammelterne-Funktionen üben. Aber anscheinend „bewährten“ sich weder die Eirenik noch theologisch-apokalyptische Deutungen der Zeit vor der har-

ten, desillusionierenden Wirklichkeit politischer Macht-Bewegungen. Was aber bleibt? Am Ende die Ideologie als Zwecklüge nach außen (außenpolitische Propaganda) — und als Selbsttäuschung, da man selbst „glauben“ muß, was man zur Täuschung anderer herauslügt, damit man wenigstens glaubhafte Lüge. — Doch diesen „Fortschritt“ der politischen Ethik hat das ausgehende 17. Jahrhundert erst eingeleitet — immerhin! Ob sich wohl ein deutscher Verleger findet, der von diesem Werk eine Übersetzung besorgt?

Hellmut Kämpf

### Nationalgeist als Ausrede

Die Diskussion über den Nationalgeist der Deutschen ist seit Herder und der Romantik nie abgerissen. Die Deutschen haben immer wieder versucht, dieses gespenstische Etwas zu definieren, besonders dann, wenn dieser „Geist“ wieder einmal Unheil angerichtet hatte. Dann folgen die Bemühungen um das, was Besinnung genannt wird. Auch das Buch von Eugen Fischer-Baling, *„Besinnung auf uns Deutsche. Eine Geschichte der nationalen Selbsterfahrung und Weltwirkung“* (Düsseldorf, Robert Kämmerer. Verlag für Politische Bildung. 234 S. DM 18,60) ist aus dieser Situation heraus entstanden. Es will „den Nationalgeist in seinen stärksten, durchgreifenden, typischen Erscheinungen“ aufspüren, von Karl dem Großen an bis zu unserer Zeit. Gewiß weiß Fischer-Baling viel Kluges und Anregendes zur deutschen Geschichte zu sagen, aber es gelingt ihm so wenig wie anderen, die sich an diesem Thema versuchten, zu einem überzeugenden Ergebnis zu kommen. Es wird immer umstritten sein, welche Eigenschaften eines Volkes als kennzeichnend anzusehen sind. Bei Abweichungen von dem gewählten Bild — für Fischer-Baling ist es durch die Philosophie des deutschen Idealismus bestimmt — ist man gezwungen, von „Verirrungen“ zu sprechen, wie denn auch der Verfasser dieses Buches nicht darum herumkommt, am Schluß zu sagen, daß die Deutschen in der Hitlerzeit „ihre wahre Art vergessen“ hätten. Wie viel fruchtbarer es dagegen ist, das Verhalten einer Nation zu ganz bestimmten, nicht zu fernliegenden und uns daher noch erlebbaren Situationen zu untersuchen, dies zeigt uns Fischer-Baling selbst in den Kapiteln, die sich mit den letzten hundert Jahren der preußisch-deutschen Geschichte befassen. Sie sind eine tem-



peramentvolle, höchst kritische Auseinandersetzung mit der politischen Haltung der Deutschen von Bismarck bis Hitler, ein mutiger, achtenswerter Versuch, diese uns nächste Vergangenheit geistig zu bewältigen und ihren Problemen nicht auszuweichen, wie der Verfasser es mit Recht an der Zeit der Weimarer Republik rügt: „Es ist der auffallendste Zug am deutschen Nationalgeist der Jahre nach 1918, mit welcher Leidenschaft er sich dem Suchen nach Ausreden hingab.“ Trifft dies nicht auch für andere Zeiten zu? Gewiß ist vieles subjektiv gesehen und gewertet, aber da dies kenntnisreich und in einem wachen Geist geschieht, so fällt ein scharfes Licht auf Dinge, an denen wir sonst gerne vorbeisehen, die klar zu erkennen aber ein Teil jener Besinnung ist, der die Darlegungen Fischer-Balings dienen wollen.

Bernhard Knauss

### Sorge um die Linke

Klaus-Peter Schulz ist bereits des öfteren mit wohlfundierten Beiträgen hervorgetreten, die insgesamt eine nur zu berechnete Sorge um die deutsche Linke erkennen ließen. Sein neues Buch *„Opposition als politisches Schicksal?“* (Köln 1958, Verlag für Politik und Wirtschaft. 165 S. DM 7,80) ist abermals von ihr eingegeben, doch hat es fortgeführt und deutlicher herausgearbeitet, was frühere Arbeiten angedeutet hatten. Denn die Situation ist düsterer geworden und verlangt nach eingehenderen Analysen. Dieser Sozialist ist ihrer fähig. So wirft er jetzt mit überragender Intelligenz der Sozialdemokratie auf den verschiedensten Feldern den Fehdehandschuh hin. Und wie immer auch die Partei reagiere: sie, und nicht allein sie, kann von dieser Schrift lediglich profitieren.

Es ist gewiß eine Frage des weltanschaulichen Standorts, in welchem Umfange man den unterbreiteten Thesen zustimmt. Auch bleibt sicher als Hypothek bestehen, daß Klaus-Peter Schulz bei all seiner Umsicht die Fragen der Automation nur sporadisch aufgegriffen hat. Schließlich läßt sich denken, daß gerade jene, an deren Adresse dieses eindrucksvolle Bändchen vor allem gerichtet ist, mit dem Bekenntnis parieren werden, Schulz baue einen politischen Standort des Sozialismus überhaupt ab. Aber wie bereits diese These eingehend

diskutiert zu werden verdiente (wobei es zu gewiß differenzierteren Ergebnissen käme), so eignet auch allen übrigen Konzeptionen erhebliche, wenn nicht sogar durchschlagende Relevanz.

In diesem Sinne will nicht nur die Darstellung der innerparteilichen Auseinandersetzungen hervorgehoben sein, aus denen der Stuttgarter Parteitag tragischerweise nur unzulängliche Konsequenzen gezogen hat. Mehr noch zeigt ein glanzvoller Katalog der Utopien, was heute zu Themen wie „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen“, „Absterben des Staates“ und „Klassenlose Gesellschaft“ gesagt werden muß. Die gleiche Umsicht zeigt die außenpolitische Analyse, die im besonderen einem Abbau von überlebten oder besser: nie gültigen Ideologismen das Wort redet. Ja, indem Schulz die Konzeption einer Vereinigung Gesamteuropas entwickelt, die allein eine sinnvolle und nicht restaurative Wiedervereinigung Deutschlands ermöglicht, macht er zusätzlich den gegenwärtigen Wirrwarr sozialdemokratischer Vorstellungen nur um so betäubender offenbar. Selbstverständlich, daß ein solcher Kopf auch nicht eine militärpolitische Sicht teilt, die im Als ob längst vollzogener Abrüstung unterstellt, ein kleines, absolut freiwilliges Berufsheer sei der Weisheit letzter Schluß. Mit alledem kann die Kraft der vorgetragenen Gedanken bestenfalls angedeutet sein. Aber damit nicht der Eindruck einer Erörterung lediglich des Vordergründigen entstehe, sei endlich noch auf eine Untersuchung von „Sozialdemokratie und Macht“ hingewiesen. Hier sind gültige Schlüsse gelungen, die daher rühren, daß Schulz durch geistesgeschichtliche Einsichten aufs eindrucksvollste die tragenden Motive politischer Aktivitäten und Passivitäten erhellt.

Will man das antreibende Wort zu dieser Schrift aufgreifen, so ist die Sorge um die deutsche Linke geblieben. Ja, recht betrachtet, hat es den Anschein, als müsse sie nach den jüngsten Beschlüßfassungen der deutschen Sozialdemokratie noch größer sein. Klaus-Peter Schulz' hervorragendes Werk vermöchte manches von ihr zu nehmen, griffe man auch nur wenige seiner Gedanken auf. In diesem Urteil liegt die größte Anerkennung beschlossen, die sich diesem sowohl polemischen als auch richtungweisenden Wurf zollen läßt.

Bodo Scheurig

## Hinweise

von Herzmanovsky-Orlando, Fritz: Der Gaulschreck im Rosennetz (München, Langen-Müller. 187 S. DM 12,80). Dieser Fund ist Friedrich Torberg geglückt, der ein feinsinniges Nachwort beisteuerte. Die Geschichte ist von grotesker Komik und wunderbar echt in einem spezifisch wienerisch-österreichischen Humor, der vor keinem barocken Schnörkel zurückscheut, so daß man diese Geschichte eines k. k. Hofsekretärs mit schmunzelndem Vergnügen liest. Die Fabel ist schon grotesk genug. Dieser Sekretär will zum 25. Regierungsjubiläum seinem Souverän ein Sammettableau überreichen, auf dem aus 25 Milchzähnen die Jubiläumsziffer abgebildet werden soll. Auf der Suche nach dem 25. Milchzahn — 24 hat er schon — hat er nun die abenteuerlichsten Erlebnisse. Schon die Namensgebung ist derartig lustig, daß man darüber allein schon das Lachen nicht halten kann. Wir bekommen durch diesen Fund eine Ergänzung zur österreichischen Literatur, die sich in die Reihe, beginnend mit Nestroy und vorläufig endend mit Doderer, organisch einfügt. Fritz von Herzmanovsky-Orlando wurde 1874 in Wien geboren und starb im Frühjahr 1954 in Meran.

Boller, Willi: Meister des japanischen Farbenholzschnittes (Olten 1957, Urs-Graf. 190 S. DM 84,—). Diese zweite erweiterte Auflage ist so schön, daß dem Betrachter zuerst der Atem stockt. Die Ruhe, die bei aller Lebendigkeit von den Farbholzschnitten ausgeht, vertreibt die Außenwelt. Man versinkt in der Betrachtung und verliert das Gefühl für Zeit und Raum. Das schwer Begreifliche an dieser Kunst ist, wie sie, die doch in einem feudalen System, in einem System der Ausbeutung entstand, so viel Anmut, so viel Heiterkeit, so viel Weisheit verkörpern konnte. Ist es die Flucht vor der Realität, die sich da ausspricht, ist es die Sehnsucht nach einem besseren Leben, oder verstehen wir den Spott nicht richtig, der zweifellos in manchen Schnitten steckt? — Vielleicht aber ist die Frage falsch gestellt, zu sehr von unserer europäischen Denkweise geformt. Vielleicht sollte man aufhören zu fragen und die Bilder ganz in sich eingehen lassen.

Dem Verlag gebührt Anerkennung für diese verlegerisch große Leistung. Dem Herausgeber bezeugen wir unseren Respekt für die Sicherheit, mit der er es

verstand, den Schmelz dieser japanischen Blätter in Europa bekannt zu machen.

Möbus, G.: Die Politischen Theorien von den Anfängen bis zu Macchiavelli (Politische Theorien, Teil I); von der Gablentz, O. H.: Die Politischen Theorien seit der Französischen Revolution (Politische Theorien, Teil II); (Die Wissenschaft von der Politik, Band 7 und 9. Köln und Opladen 1957/58, Westdeutscher Verlag. DM 8,40 und 8,80). Quellen-Anthologien, meist als Studienbehelfe gedacht, müssen immer wieder neu konzipiert werden. Ihre Zusammenstellung pflegt ein ebenso verdienstliches wie angreifbares Unternehmen zu sein. Die beiden vorliegenden Hefte bieten nach straff resumierenden Einleitungen, die einen ersten Überblick über die Geschichte des Staatsdenkens im jeweiligen Zeitabschnitt vermitteln, ausgewählte Texte in deutscher Übersetzung, abschließend nützlich ausführliche bibliographische Hinweise. — Als Anregung für zweite Auflagen, die in absehbarer Zeit zustande kommen mögen, möchten die folgenden Anmerkungen dienen: Um den Mittelalter-Teil im Bande von G. Möbus aus seiner etwas hausbackenen Konventionalität zu lösen, dürfte es sich empfehlen, Texte folgender Autoren (Quellen) aufzunehmen: „Liber de unitate ecclesiae conservanda“ (Einheit des Reiches), Anonymus von York (Königtum), Ks. Friedrich II. (sakrale Autokratie, Tyrannis und Recht). Um der Diktion willen sollten die Stücke aus Thomas Aqu. auch aus der „Summa Theol.“, nicht nur aus „De regimine principum“ genommen werden. — Im Neuzeit-Band (O. H. v. d. Gablentz) fehlen noch Donoso Cortez, Auguste Comte und P. J. Proudhon, aus dem deutschen Bereich Rodbertus-Jagetzow und Hermann Wagener (preuß. Sozialkonservatismus), vor allem Adolf Stöcker und Friedrich Naumann. Für sie gilt durchaus das Auswahlprinzip (s. Vorwort, S. 11), daß sie „bedeutsam sind zum Verständnis einer noch heute bestehenden Problematik“. — Und wenn schon Texte Lebender aufgenommen wurden (wogegen gewiß kein Einwand!) — warum dann nicht auch solche des Mao Tse tung?

Rothfels, Hans: Die deutsche Opposition gegen Hitler (Fischer-Bücherei. 215 S.). Der Verfasser hat seine grundlegende Geschichte des deutschen Widerstandes,

die er in vornehmer Bescheidenheit eine „Würdigung“ nennt, auf Grund der inzwischen zugänglich gewordenen Akten und der Literatur erweitert. Dadurch ist nun dieses wichtige Buch, ausgezeichnet durch Gründlichkeit und vorbildliche Haltung des Autors, weitesten Kreisen zugänglich.

Blake, Williams: Gedichte (Wiesbaden, Insel-Verlag. 56 S.). Georg von der Vring hat in feinsinniger dichterischer Einfühlung in das Werk des großen englischen Lyrikers eine meisterhafte Übersetzung geschaffen und in einem Nachwort William Blake in die Geschichte der englischen Malerei und der Dichtung eingeordnet.

Steen, Hans: Große Liebe für die Katz (Berlin 1958, Safari. 199 S. DM 12,50). Dieses amüsante und besinnliche Buch ist mit 80 Fotos und 32 Zeichnungen Bernhard Borcherts ausgestattet und das Entzücken jedes Katzenfreundes.

Syme, Ronald: Die römische Revolution (Übers. F. W. Eschweiler. Stuttgart 1958, Klett. 548 S. DM 29,50). Der Oxford-er Althistoriker schildert den Kampf der römischen Oligarchien von 60 v. Chr. bis 14 n. Chr., also von der Rivalität Caesars und Pompeius' bis zum Prinzipat des Augustus, mit der Souveränität der Darstellungskunst, die der Größe der Ereignisse würdig ist. Symes Blick für Gruppenkämpfe und soziale Abhängigkeiten eröffnet ihm und uns neue Beurteilungen der Hauptfiguren, doch auch des Antonius und des Octavian. Augustus' Herrschaft wird als die Herrschaft einer Partei bezeichnet, die Schlacht von Actium als ihr Vorwand. So wird man sagen dürfen, daß dieses Werk nicht bloß manche erbaulichen Vorstellungen über das große Rom zurechtrückt, sondern auch einen intensiven Eindruck vom politischen Handeln überhaupt vermittelt.

Beutler, Wilhelm u. a.: Der Staat und die Verbände (Heidelberg 1957, Verlag Recht und Wirtschaft. 84 S. DM 8,50). Das Sammelheft enthält die Referate der Professoren Scheuner und W. Weber auf einem Gespräch, das der Bundesverband der deutschen Industrie am 27. 3. 1957 in Köln veranstaltete. Besonders verdienstlich ist die Übersicht über die Formen institutioneller Zusammenarbeit zwischen Staat und Wirtschaftsverbänden im Auslande, die beigegeben ist. Die Diskussionsbeiträge setzen manchen zusätzlichen und oft widersprüchlichen Akzent auf die Linie der Veranstaltung.

Nöll von der Nahmer, Robert: Vom Werden des neuen Zeitalters (Heidelberg 1957, Quelle & Meyer. 318 S. 76 Abbildungen. DM 19,—). Diese nachdenklichen Betrachtungen brechen die Katastrophen, denen die Generation der beiden Weltkriege ausgesetzt war, im Prisma eines unabhängigen Geistes. Auch wer im Einzelnen nicht immer den Folgerungen des Autors zustimmt, wird diese Rückschau zu den nachdenklichsten Büchern des Jahres rechnen.

Meyer, Hermann: Weltgeschichte. Ereignisse — Epochen — Probleme (Staat und Gesellschaft, Band 8). (Frankfurt/M. 1958, Diesterweg. 270 S. DM 14,—). Diese mutig zusammenfassende und dispositionell gut ausgewogene Übersicht über die gesamte Weltgeschichte ist wohl die Nebenfrucht der Arbeit des Verfassers an der trefflichen Quellensammlung für höhere Schulen (des gleichen Verlages: „Weltgeschichte im Aufriß“, Band III: Französische Revolution bis Gegenwart). Der Bericht beschränkt sich nicht auf Daten und Fakten, sucht vielmehr — neuere Forschungen nutzend — auch die treibenden Kräfte zu benennen, — vielleicht gelegentlich ein wenig zu eierenisch, zu stark gebunden an die nur im „Westen“ geltenden Kategorien und Prinzipien der Staatlichkeit und staatlicher Politik (z. B. wird die weltrevolutionäre Komponente der sowjetischen Politik der Stalin-Ara kaum herausgearbeitet; auch die Frühgeschichte des Slawentums ist offenbar zu kurz gekommen). — Dennoch insgesamt eine brauchbare Übersicht und Repetitionshilfe für Lehrer wie Abiturienten.

Bachér, Ingrid: Lasse Laar, Erzählung (Wiesbaden 1958, Insel Verlag. 86 S. DM 8,—). Liest man vor diesem Buch den Prospekt des Verlages, dann denkt man: also ein Buch für Kinder; „Geschichten von Seeräubern, fernen Ländern und den Geheimnissen des Meeres“. — Liest man das Buch, dann sagt man sich: eigentlich nichts für Kinder. — Man liest den Prospekt noch einmal, und es erweist sich erneut: Prospekte scheinen immer für Kinder zu sein. Und damit befindet man sich im Problem dieses außerordentlichen Buches, das uns so aufregt, weil es im Indirekten den Verlust des Kindseins, den jeder erlebte, direkt macht. — Eigenart der Hintergründigkeit dieses Buches verschweigt uns die Anzeige. Müssen Prospekte immer für Kinder sein, die doch keine sind, vielmehr schon Er-



wachsene sein sollten? — Welch Zeichen der Zeit, daß wirksame Werbung das im Geistigen Wirksame verschweigen muß!

Schehadé, Georg: Die Geschichte von Vasco, ein Stück in sechs Bildern (Frankfurt a. M. 1958, S. Fischer Verlag. 104 S. DM 6,80). Dieses Stück, tragisch im Ausklang — komisch zu Beginn, und wiederum umgekehrt, sprudelt von Einfällen. Die Fülle der in ihnen dargelegten Weisheiten scheint uns nur durch die Lektüre erfassbar und wirksam werden zu können. Der große Bühnenerfolg dieses Opus beweist das Gegenteil und zugleich, daß die vielen Sentenzen eine Einheit darstellen. Es geht schließlich jeden an, der die „Medaille des Irrtums“ verdiente, gleich ob er es zugibt, oder — anziehender noch — sich davon distanzier.

Grau, Shirley Ann: Der dunkle Prinz, Erzählungen (Frankfurt a. M. 1958, S. Fischer Verlag. 239 S. DM 10,80). Neun Erzählungen, die in den Südstaaten Amerikas spielen: Menschen — wie sie dort leben —, Schwarze und Weiße, in ihren Gefühlen nicht anders als unsere hiesigen Erdbewohner. Im Temperament aber in eine reichere Skala zwischen Friedsamkeit und Brutalität verweben.

Laxness, Halldor: Die gute Jungfrau und andere Erzählungen (Hamburg 1958, Rowohlt Verlag. 218 S. DM 10,80). „Alles in schönster Ordnung“ heißt ein Kapitel der Titelerzählung. Nehme man dies als Stichwort für die Ironie, in der der Nobelpreisträger Laxness seine Personen unendlich — menschlich macht. Was ist schließlich Selbstsucht, Lüge und Überheblichkeit anderes als eine Ordnung, die keine ist. Wie rückt man dieser ‚Ordnung‘ besser zu Leibe als sie dort zu bestätigen, wo ihre eigentliche Unordnung transparent wird. Das versteht Halldor Laxness mit diesem Buch, das ernster ist als es seine grotesken Vorstellungen anfänglich erscheinen lassen.

Reis und Hahnenschrei, Moderne Lyrik von den Inseln Indonesiens (Heidelberg 1957, Wolfgang Rothe-Verlag. 60 S. DM 5,80). Diese zehn jungen, zwischen 1916 und 1925 geborenen indonesischen Lyriker sind in einer Gruppe: „Generation 1945“ zusammengeschlossen. Als Symptom mag dies der in Deutschland bekannten „Gruppe 47“ entsprechen. Mit dem bis dahin auch in der indonesischen Dichtung führenden romantischen Idealismus hat diese junge Generation gebrochen. So ist ihre Lyrik in unserem Sinne modern,

und außerdem durch ihre pazifische Färbung besonders reizvoll. Die Auswahl und Übertragung besorgten W. A. Braasem und der als Interpret von Dichtungen farbiger Völker bekannte Janheinz Jahn.

Viëtor, Prof. Dr. Karl: Deutsches Dichten und Denken von der Aufklärung bis zum Realismus, Deutsche Literaturgeschichte von 1700 - 1890 (Berlin 1958, Walter de Gruyter & Co. Dritte durchgesehene Auflage. 158 S. DM 2,40). — Götschen-Band 1096 — Dem Einfluß und Beeinflußtsein deutschen Dichten und Denkens auf und durch weltanschauliche Fortschritte gilt diese Literaturgeschichte. Vom ersten Kampf für das Recht der Freiheit und der Selbstbestimmung in der Zeit der Aufklärung wird über die Perioden des Idealismus und ihre Nachfahren der Weg bis zur realistischen Durchdringung der modernen Wirklichkeit dargelegt.

Langner, Ilse: Schwarz-weiße Magie, Schauspiel (Hamburg o. J. Arcadia-Verlag GmbH. Als unverkäufliches Manuskript vervielfältigt). Das Problem des Wissenschaftlers, alles zu erforschen, aber Verderbenbringendes zu verschweigen, ist, seine Aktualität streifend, von der bekannten Autorin bühnenwirksam behandelt. Die Handlung ist getragen von dem Kampf, den eine leidenschaftliche Forscherin gegen ihre gewinnsüchtige Umwelt besteht.

Günther, Herbert: Drehbühne der Zeit, Freundschaften, Begegnungen, Schicksale (Hamburg 1957, Christian Wegner Verlag. 440 S. 37 Fotos auf Kunstdrucktafeln, 17 Abb. im Text. DM 18,60). Eine Randbemerkung gelte nicht allein diesem Buch: Freundschaften, Begegnungen sind Lebenserinnerungen, die den Auswählenden kennzeichnen: ‚Sage mir, mit wem du umgehst — und ich sage dir, wer du bist.‘ Der Memorierende steht im Mittelpunkt, ein Beispiel erweise das: Oskar Loerke, der auf die „Drehbühne“ dieser Zeit unlegbar gehörte, ist viermal belanglos und einmal zu Beginn mit der Absage zur Mitarbeit an der von Herbert Günther herausgegebenen Sammlung „Hier schreibt Berlin“ zitiert. Die Erinnerung daran läßt ihn unter dem Aspekt der Persönlichkeit Herbert Günthers, mit deren Anerkennung das Buch steht oder fällt, erscheinen. — Auch von Oskar Loerke erschienen „Tagebücher, 1903-1939“, auch diese sind Aufzeichnungen manchmal zufälliger Begegnungen. Doch

hier verlangt man nichts anderes, da sie die außerordentliche Persönlichkeit Loerkes indirekt dokumentieren. — Wir wollen nicht hochinteressante Kennzeichnungen einzelner Dichter, die Herbert Günther vermittelt, leugnen — aber wäre dem Ganzen nicht mehr gedient, wenn diese im Mittelpunkt ständen, in betitelten Einzelaufsätzen: etwa Herbert Eulenberg, der zu Unrecht verkannte Paul Gurk, Max Halbe, Rudolf Huch oder der hervorragende Lehrer des Autors, Prof. Artur Kutscher. All diese Persönlichkeiten kannte Herbert Günther fraglos so gut, daß er ihr Bild ebenso zeichnen könnte wie das seiner „Drehbühne der Zeit“.

Hörspielbuch 1957, herausgegeben vom Süddeutschen Rundfunk (Frankfurt a. M. 1957, Europäische Verlagsanstalt GmbH. 224 S. DM 8,50, kart. DM 6,80). Es ist reizvoll, das gesprochene Wort, eine Einführung, die faszinierte, nachlesen zu können. Das Gehörte wird aber nicht allein rekapituliert, die Hintergründe seiner besonderen Wirkung offenbaren sich: Technik wie sprachliche und gedankliche Virtuosität. Ein sinnvolles Unternehmen des Süddeutschen Rundfunks, mit seinen 1950 begonnenen Hörspielbüchern alljährlich den Hörern die Lektüre der besten Aufführungen zu vermitteln.

Erdmann, Gustav: Führer durch die Gerhart Hauptmann - Gedächtnisstätte Kloster Hiddensee (Rostock 1956, Rat des Bezirkes Rostock, Abt. Kultur. 60 S. DM 1,—). Eine kurzgefaßte Einführung in Leben und Werk Gerhart Hauptmanns unter besonderer Berücksichtigung seiner Aufenthalte auf Hiddensee, sowie eine Beschreibung der dortigen „Gerhart Hauptmann-Gedächtnisstätte“. Viele Bildbeigaben beweisen die Achtung vor dem Dichter, die die Anlage der Stätte ersichtlich macht. Weltanschauliche Probleme sind vermieden, die freie Darstellung erfreut.

Bergengruen, Werner: Römisches Erinnerungsbuch. Kleine Ausgabe mit 16 ganzseitigen Bildproben (Freiburg 1958, Herder Bucherei. 144 S. DM 1,90). Diese Taschenbuch-Ausgabe des bereits umfangreicher und repräsentativ erschienenen „Römischen Erinnerungsbuches“ wird durch ihr Format ein guter Begleiter für jeden Rom-Reisenden sein. Das „Porträt der Ewigen Stadt“ verlebendigt die Vergangenheit. Was uns erhalten blieb, fügt sich seiner geschichtlichen Zugehörigkeit. Es ist eine weise Liebe in diesem Buch,

in der Sicht und in ihrer zärtlichen Beschreibung.

Schott, Georg: Am Anfang war der Gedanke. Der Schlüssel zum Johannes-Prolog (Stuttgart 1958, Silberburg Verlag, Werner Jäckh. 122 S. DM 5,20). Nach Voranstellung des griechischen Urtextes und einer wörtlichen deutschen Übertragung wird der Sinn des Johannes-Prologes in knapper und allgemein verständlicher Darstellung gedeutet.

Das kleine Kunstbuch (München, Knorr & Hirth. Jedes Bändchen 32 S. DM 2,20). Schmucke Bände mit gelehrten auch unterhaltsamen Einleitungen und ganz hervorragenden Bildtafeln liegen uns vor, wecken Reiselust und Reiseerinnerungen: Steinhausen, die schönste Dorfkirche der Welt. Ottobeuren. Florenz / Die Paradiespforte. Chartres. Die Einführungen zu diesen vier Bändchen schrieb Alfred Stange, die Aufnahmen machte August Reichle. — Wolf v. Niebelschütz: Provence. Aufnahmen von T. Schneiders und F. Rausser. — Günter Markert: Buddhas, Götter und Dämonen. — Friedrich Schnack: Lago Maggiore. Aufnahmen von H. Müller-Brunke. — Herbert Kühn: Abstrakte Kunst der Vorzeit. — Rudolf Hagelstange: Verona. Aufnahmen von G. Kerff.

Kleine Vandenhoeck Reihe (Göttingen 1956/57, Vandenhoeck & Rupprecht. Einzelband DM 2,40, Doppelband DM 3,60). Gustav Radbruch: Der Mensch im Recht. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze über Grundfragen des Rechts (Doppelband 51/52, 130 S.). — Erich Thier: Das Menschenbild des jungen Marx. (Bd. 44, 78 S.) — Ulrich Ebbecke: Wirklichkeit und Täuschung (Bd. 36, 85 S.).

Eliseit, Horst: Vom Pfauenthron zum Dach der Welt (Berlin 1957, Safari. 590 S. 1 Karte. DM 16,80). In lebhafter, erzählender Form gibt der gewandte Reiseschriftsteller gute Einblicke in die Verhältnisse Persiens, Afghanistans, Pakistans und Indiens. Sein waches politisches Verständnis erlaubt es, die oft rauen Wirklichkeiten dieser märchenumwobenen Länder zu erkennen und den Leser sachkundig zu informieren.

Bond, Ruskin: Die Straße zum Bazar (München o. J., Langen/Müller. 198 S. DM 10,80). Ein schönes Jugendbuch. Ein Jahr aus dem Leben eines Halbwüchsigen. Er ist Sohn einer Engländerin und eines Inders, läuft der steifen englischen Gesellschaft davon, lebt unter Indern und wird selbst zum Inder.

## Bevölkerungspolitik und Wiedervereinigung

Die Russen werden nie auf dem Verhandlungswege die Ostzone freigeben. Da der Weg der Gewalt für uns nicht gangbar ist, ohne daß der weitere Ruin Europas herbeigeführt werden wird, müssen wir die Konsequenzen ziehen und uns mit den augenblicklich gegebenen Tatsachen abfinden. Das tut unsere Regierung nicht. Sie hält krampfhaft die Fiktion aufrecht, es gäbe irgend eine Art von Verhandlung mit der die Russen das Faustpfand Ostzone freigeben würden.

Wer das glaubt, denkt gefühlspolitisch nicht realpolitisch. Die Russen können gar nicht wieder aufgeben ohne Prestigeverlust und aus vermeintlichen oder vorgeschobenen Sicherheitsgünden. Was sie in Mitteleuropa unter ihren Einfluß gebracht haben, das werden sie halten. Und sie haben die Macht dazu. Siehe Ungarn und Polen. Das Faustpfand ist viel zu wichtig für sie. Sie geben höchstens eine Konföderation zweier gleichberechtigter deutscher Staaten zu mit selbstständiger Wirtschafts- und Sozialordnung. Wir können also nicht mit einer Wiedervereinigung durch freie Wahlen rechnen.

Die Hoffnung oder Annahme, die Westmächte würden sich für uns einsetzen, sei es im Verhandlungswege, sei es notfalls durch eine gewaltsame Auseinandersetzung ist utopisch. Die Westmächte geben überhaupt nur solange vor, für die Wiedervereinigung in unserem Sinne zu sein, als die Russen dagegen sind. Sie haben gar kein Interesse an der Änderung des Status quo. Der Hitler steckt ihnen noch viel zu sehr in den Knochen. Und da die Russen um gar keinen Preis eine Wiedervereinigung in Freiheit zugeben werden, so können die Westmächte beliebig lange erklären, daß sie dafür wären.

Die Regierung der Bundesrepublik hält aber die Fiktion der Wiedervereinigung in Freiheit aufrecht. Aus dieser Einstellung kommt die augenblickliche Katastrophopolitik. Anstatt einen Trennungsstrich zu ziehen, so hart das im Augenblick auch sein mag, zwischen der Bundesrepublik und der DDR und sie mit allen Vorbehalten gelten zu lassen,

treibt sie eine Politik, die uns langsam, aber sicher in den Ruin führen wird. Anstatt zu erklären, wir können nicht mehr als zwei Drittel der Verpflichtungen des früheren Deutschland übernehmen, das dritte Drittel muß die DDR tragen, übernehmen wir die gesamten Verpflichtungen an Israel, Jugoslawien, für jegliche Wiedergutmachung, und wir werden nach Kräften ausgequetscht. Anstatt zu erklären, wir können nur zwei Drittel der Aussiedler aus Polen, Rußland, Rumänien usw. übernehmen, das dritte Drittel muß gerechterweise die DDR übernehmen, ziehen wir alle zu uns herein. Anstatt zu erklären, wir können nicht jeden aus der Ostzone in die Bundesrepublik hereinnehmen, der herein will, sondern nur politisch Verfolgte und an Leib und Leben gefährdete, das sind vielleicht 5 % der Gesamtmenge, wird jeder aufgenommen, der hofft hier im Westen eine Rente oder Pension zu bekommen oder das Paradies erwartet.

Die Folge ist, daß wir inzwischen die höchste Bevölkerungsdichte in Europa erreicht haben. 210 Menschen auf einem Quadratkilometer, in Frankreich vergleichsweise 80. Ein so engräumig gewordenes Land wie die Bundesrepublik kann es sich nicht leisten, jährlich außer dem normalen Geburtenüberschuß noch ca.  $1\frac{1}{2}$  Million Menschen aufzunehmen. (Die DDR hat inzwischen schon 2 Millionen ihres Bestandes verloren.) Der Einwand einer späteren Rückwanderung ist illusorisch. Das setzt ein wiedervereinigtes Deutschland unter gleichen sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen voraus, und das ist nicht zu hoffen.

Daher steigen die Lasten, die nötig sind, den jährlichen Zuwachs zu versorgen, auf unerträgliche Höhe. Das Wohnungsproblem ist unlösbar geworden, die Arbeit wird spärlicher, und die Unzahl der Rentner, Pensions- und Versorgungsberechtigten fällt ganz der Allgemeinheit zur Last. Es ist grotesk, von Vollbeschäftigung zu reden, und hat dabei 15 Millionen Unterstützungsempfänger ganz aus öffentlichen Mitteln. Fast ein Drittel der gesamten Bevölkerung! Die meisten Menschen haben gar keinen Einblick in



die Zustände und sehen nur die trügerisch glänzende Fassade, einen Koloß auf tönernen Füßen. Der Eingeweihte kann die Lage gar nicht ernst genug betrachten. Aber die Regierung handelt, als ob es keine Zukunft gäbe. Nach uns die Sintflut!

Kompliziert wird die Lage jetzt durch die enormen Kosten der Aufrüstung besonders mit Atomwaffen. Nicht zuletzt durch den Zwiespalt, der damit ins Volk getragen wird. Uns bleibt notgedrungen nur die Anlehnung an die NATO und

mit dieser durch Dick und Dünn zu gehen. Aber wir können nicht beides zugleich: NATO-Politik mit kostspieliger Aufrüstung und zugleich systematische Untergrabung der Grundlagen unserer Kraft durch selbstmörderische Humanität, mit der in absehbarer Zeit nicht einmal denen geholfen wird, die damit bedacht werden. Eine resolute Amputation kann nur noch den Restkörper gesund halten, wenn es nicht schon zu spät ist.

Rheine i. W.

*Dr. med. A. Niehaus*

## Weder Oxford noch Minsk

Gern — allzugern — würde ich in die Gefolgschaft des neuen Mitarbeiters F. W. Barduhn (DR 5/58) eintreten. Habe ich doch selbst neun Jahre sowjetzonale Lügen und Bedrückungen erfahren, während mein Bruder volle sechs Jahre Strafhäft auf russischen Befehl erlitt. Ich weiß vielleicht besser als Ihr Herr Barduhn, was es heißt, der Ulbricht-Diktatur standzuhalten. Ich weiß aber auch, daß Ulbricht schon 1949 seine ersten Ohrfeigen (physisch) auf der Durchreise nach Moskau in einem polnischen Eisenbahnzug von Polen erhalten hat. Ich weiß auch, daß am Tage nach Stalins Tod 1953 in den Leipziger Russen-Kasernen jubelnde Militärmusik erklang (selbst gehört). Ich bin andererseits nicht, wie scheinbar Herr Barduhn, 1933 auf die Welt gekommen. Ich habe nicht nur deutsche Diktaturen und russische erlebt, sondern auch andere deutsche Regime, z. B. eines, dessen Herrscher 1900 warnend ausrief: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ Und was tat er? Er rasselte solange mit dem Säbel, bis wir 4½ Provinzen und sämtliche Kolonien in drei Erdteilen verloren hatten. Von dem anderen, der in seine Spur trat, erst gar nicht zu reden.

Und nun zu Barduhns Vorschlag: Geduld, Hoffnung und Zivilcourage. Auch

ich bin dieser Ansicht, aber aus ganz anderen Gründen. Glaubt Barduhn, daß wir z. B. bis ins Jahr 2000 warten sollen und glaubt er, daß dann Cottbus, Magdeburg, Chemnitz, Dresden Städte mit 100 % deutschen Einwohnern sein werden oder vielmehr mit nur noch 60 bis 70 % und restlichem Zuzug aus dem Osten? Hat Herr Barduhn schon einmal etwas davon gehört, daß die Geburtenziffer im deutschen Volke fällt, im polnischen aber steigt? Weiß er, daß die Stadt Wien (um nur ein bereits statistisch errechnetes Beispiel anzuführen) in etwa 30 Jahren infolge der stetig fallenden Tendenz der Bevölkerungsziffer nur noch etwa 60 % der heutigen Einwohnerzahl haben wird. Woher die Menschen nehmen, die zu jenem Zeitpunkt, wenn es in Leipzig, Erfurt und Weimar auch so sein wird, dort und in Breslau wieder deutsch sprechen? Mir scheint, Herr Barduhn neigt zu Experimenten, um die Entwicklung der Lage in Ungarn, Rumänien usw. abzuwarten. Ich höre wieder den Ruf erschallen: „Völker Europas...“

Richtig bei Licht besehen: Herr Barduhn bewegt sich in Wolkenkuckucksheim. Ich rate ihm, einen Tag in Friedland zu verleben. Dann wird er die deutsche Stunde schlagen hören.

Refrath b. Bensberg

*F. K.*

(Die Diskussion ist abgeschlossen)

## Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: Dr. Heinz Markmann, 32, Studium der Soziologie und Geschichte in Heidelberg, 1951-1955 Assistent am Institut für Publizistik der Universität Heidelberg, 1955-1958 tätig beim Kuratorium „Unteilbares Deutschland“, jetzt Referent im WWI des Deutschen Gewerkschaftsbundes,

Köln. — Willy Haas, 1891 in Prag geboren, Theater- und Literaturkritiker in Hamburg. Essay, Drehbücher, Übersetzungen, zuletzt „Die literarische Welt“, vgl. DR 12/57. — Dr. Hannelore Valencak, 28, lebt als Metallurgin in Kapfenberg/Steiermark. — Gerhard Portele, in Prag 1933 geboren, ist Lehrer in Mannheim.

### In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

Ludwig Freund . . . . .	Probleme der Freiheit im Massenzeitalter
Josef Wulf . . . . .	Geständnisse eines Autors
L. Hamori . . . . .	Die Mittelklasse der klassenlosen Gesellschaft
R. Caltofen . . . . .	François Mauriac oder die Komplexe der Kindheit
Lotte Sternbach-Gärtner . . . . .	Karl Kraus und Bert Brecht
Felix Braun . . . . .	Erinnerungen an Salzburg
Siegfried Lenz . . . . .	Hamburger Stundengesichter
Werner Bergengruen . . . . .	Novelle

### Mitteilungen

Der Verlag sucht Heft 5/57 (Maiheft, 83. Jahrgang). Vergütung pro Heft DM 0,60 zuzüglich Portoauslagen. — Die im Aufsatz von Willy Haas herangezogenen Bücher sind: Carl Justi: „Winckelmann und seine Zeitgenossen“, Phaidon-Verlag, Köln. 3 Bde. — André Malraux: „Goya“, mit 150 Illustrationen. Phaidon-Verlag, Köln. — „Goya“, mit 36 großen Farb reproduktionen. Johannes Asmus Verlag, Stuttgart. — „Botticelli“, mit 57 Reproduktionen, darunter 53 Farbtafeln. — „Silvana“ Editoriale d'Arte, Milano, und Verlag Andreas Zettner, Würzburg-Wien. — (Sir) Harold Nicolson: „Kunst der Biographie“, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt a. M.

Den unserer Inlandsauflage beigegeführten Prospekt von Moderner Buch-Club G. m. b. H., Darmstadt, empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

### Auslieferungstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.

Über das aktuelle Geschehen in der internationalen Politik berichtet die Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik:

## **EUROPA-ARCHIV**

*Herausgegeben von Wilhelm Cornides*

Die nunmehr in ihrem 13. Jahrgang erscheinende Zeitschrift enthält neben Aufsätzen und Berichten eine ausführliche Dokumentation, eine Chronologie des Zeitgeschehens sowie bibliographische Hinweise.

### **Aus dem Inhalt der letzten Folgen:**

Karl Heinz Kunzmann: Aktuelle Vorschläge für eine Friedenstruppe der Vereinten Nationen.

Bronislaw Oyrzanowski (Krakau): Über die Änderungen und Probleme der Wirtschaft Polens nach dem Oktober 1956 (mit dokumentarischem Anhang).

Demosthenes Nacu (Paris): Die Verstaatlichung der sowjetischen Landwirtschaft von 1917 bis heute.

N. Talenskij (Moskau): Raketen-Strategie und Außenpolitik.

Arnold Wolfers (Washington): Die Grenzen des „Disengagement“.

Die Freihandelszone als Krisenherd der europ. Integrationspolitik.

Wolfgang Stützel: Freihandel und nationale Wirtschaftspolitik.

Georg Schwarzenberger (London): Die Legalität der Atomwaffen.

Preis für das Jahresabonnement (24 Folgen) DM 43,50 zuzüglich Porto. Probehefte auf Wunsch kostenlos.

Europa-Archiv, Auslieferungsabteilung, Frankfurt am Main, Myliusstraße 20

## **ERNST FRAENKEL**

### **Die repräsentative und die plebiszitäre Komponente im demokratischen Verfassungsstaat**

(Recht und Staat Bd. 219/220)

1958. 58 Seiten. DM 3,80

*Subskriptionspreis bei Abnahme der gesamten Reihe DM 3,40*

Der Verfasser untersucht auf theoretischer, vergleichender und historischer Grundlage die Bedeutung, die dem repräsentativen und dem plebiszitären Element im demokratischen Verfassungsstaat zukommt. Er geht hierbei von der Unterscheidung zwischen empirischem und hypothetischem Volkswillen aus und legt im einzelnen dar, daß die einseitige Betonung des einen oder des anderen Prinzips zu dessen Selbstaufhebung führt. Hieraus wird die Forderung nach Ausgestaltung einer „gemischten“ demokratischen Verfassung abgeleitet und unter diesem Gesichtspunkt abschließend das Regierungssystem der Bundesrepublik betrachtet. Der Verfasser beschränkt sich nicht auf eine Untersuchung der institutionellen Aspekte des Problems, sondern beschäftigt sich auch mit der Haltung, die die verschiedenen politischen Bewegungen in Deutschland, insbesondere die sozialistische, zu ihm eingenommen haben.



**J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN**



# 100 Monate

zuverlässig informiert über

- ▶ das aktuelle politische und wirtschaftliche Geschehen,
  - ▶ in der Welt beachtete Beiträge zur Zeitgeschichte und zur Entwicklung in Ost und West,
  - ▶ Kritiken und Anzeigen neuer Bücher, Spezial-Bibliographien, Parteienschrifttum, einschlägige Sendungen der westdeutschen Rundfunkanstalten, Dissertationen und andere Anregungen
- durch die deutsche unabhängige Monatsschrift

## POLITISCHE STUDIEN

Professoren, Politiker, Wirtschaftler, Journalisten mit internationalem Ruf gaben dieser in 68 Ländern gelesenen Zeitschrift das heutige Gesicht.

**Die Zeitschrift des Anspruchsvollen!**

POLITISCHE STUDIEN können Sie durch jedes Postamt, jede Buchhandlung oder durch den Verlag zum Vierteljahresbezugspreis von DM 5,— (zuzüglich Zustellgebühr) beziehen. Einzelheft DM 2,—.

Verlangen Sie unverbindlich ein Probeheft vom

**ISAR VERLAG Abt. HW MÜNCHEN 22**

GÖTZ FREIHERR VON PÖLNITZ

# Anton Fugger

1. Band: 1453 — 1535

1958. XV, 772 S. 12 Bildtafeln. 1 genealog. Übersichtstafel

Brosch. DM 50,—, Lw. DM 55,—

Die Gestalt Anton Fuggers — von seinen Zeitgenossen „ein Fürst aller Kaufleute“ genannt — lag bisher stärker im Dunkel als die seines Oheims Jakob. Er war ein typischer Vertreter des sogenannten Frühkapitalismus und sich der politisch finanziellen Macht voll bewußt, die in seinen Händen lag. Da er selbst über seine vielfältigen Unternehmungen ein wohlgehetetes Schweigen breitete, war es erst nach langwierigen Studien in über 70 Archiven möglich, das Wirken jenes Mannes in seiner ganzen Breite darzustellen, der 35 Jahre die Geschichte der Fugger in ihrer Blütezeit leitete.

Sein ausgedehnter Handel und seine oft verschlungenen politischen Einflüsse werden aus zahlreichen neuen Quellen sorgsam nachgezeichnet. Unter vielseitigen Aspekten entsteht ein umfassendes Bild der bewegten Zeit, das nicht nur lebhaftes Interesse beanspruchen darf, sondern in dieser Form auch erstmals geboten wird. Die den einzelnen Bänden als Anhang angefügten ausführlichen Quellenhinweise geben dem Werk für die wissenschaftliche Arbeit besonderes Gewicht.

Der erste Band umfaßt die Jahre 1453 — 1535. Es ist die Zeit des Aufstiegs Antons, seiner Vorbereitung auf die Leitung der Gesellschaft und seines Wirkens in den ersten zehn Jahren nach dem Hinscheiden Jakobs des Reichen bis zum plötzlichen Tod seines älteren Bruders Raymund. Diese Jahre brachten schwerwiegende Entscheidungen und große Belastungen für die Fugger (Königswahl Ferdinands I., Papstwahl Pauls III., Türkenkriege, Kolonialunternehmen in Chile und Peru, Investitionen in Tirol, Ungarn, Spanien usw.). Dabei lag die Verantwortung ausschließlich auf den Schultern Antons.

Zwei weitere Bände (1536 — 1548; 1548 — 1560) werden in den nächsten Jahren folgen. Jeder Band ist einzeln käuflich.

Der Verfasser, Professor in Dillingen und seit über 20 Jahren Direktor des Fuggerarchivs ist durch seine Bücher über „Jakob Fugger“ und durch seine Untersuchungen über „Fugger und Hanse“ als vorzüglicher Kenner der Materie international anerkannt worden. Schon in diesen Bänden hatte er zahlreiche neue Quellen erschlossen, die zu einer Würdigung Anton Fuggers drängten. Diese lang erwartete Gesamtdarstellung, die erste überhaupt, welche die gesamteuropäische Finanzgeschichte mit umfaßt, liegt nunmehr vor.

J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN



## Herbstneuerscheinungen 1958

Rudolf Borchardt

Übertragungen

*Band V der Gesammelten Werke*  
ca. 544 Seiten. Leinen ca. 28,50 DM

Ernst Jünger

Jahre der Okkupation

1945 - 1948  
ca. 320 Seiten. Leinen ca. 16,80 DM

Philipp Wolff-Windegg

Die Gekrönten

*Sinn und Sinnbilder des Königtums*  
ca. 362 Seiten. ca. 10 Tafeln. Leinen ca. 22,50 DM

Edgar Morin

Der Mensch und das Kino

*Eine anthropologische Untersuchung. Aus dem Französischen  
übersetzt von Kurt Leonhard*  
247 Seiten. Engl. Broschur ca. 14,50 DM

Konrad Wolff

Psychologie und Sittlichkeit

274 Seiten. Leinen ca. 14,80 DM

Paul Helwig

Dramaturgie des menschlichen Lebens

ca. 216 Seiten. Leinen ca. 12,60 DM

Meditation

in Religion und Psychotherapie

*Ein Tagungsbericht. Herausgegeben von Wilhelm Bitter*  
ca. 320 Seiten. ca. 12 Tafeln. Leinen ca. 17,80 DM

Elisabeth Plattner

Die ersten Lebensjahre

ca. 288 Seiten. Leinen ca. 15,80 DM

M. J. Hillebrand

Psychologie des Lernens und Lehrens\*)

*Eine anthropologisch-psychologische Grundlegung*  
172 Seiten. Leinen ca. 15,80 DM. Kartoniert ca. 11,80 DM

\*) Gemeinschaftsverlag Hans Huber, Bern / Ernst Klett, Stuttgart

Ernst Klett Verlag



Stuttgart